Ruhe des Herzens

Otto Ernst Schmidt

Ruhe des Herzens

Ruhe des Herzens

Ernstes und Heiteres

von

Otto Ernst

1918

Verlag von Otto Rippel, Hagen i. W.

Zeilenguß-Maschinensatz und Druck
von Oscar Brandstetter in Leipzig

Inhaltsverzeichnis

Der Pudding

Was ist ein Pudding?

Das Lexikon sagt: „Eine Mehlspeise aus Mehl, Eiern und Butter."

Unsinn. Ein Pudding ist ganz was andres. Ich will versuchen, darzustellen, was ein Pudding ist, wenigstens eine annähernde Vorstellung zu geben von dem, was ein Pudding ist.

Es hat damit folgende Bewandtnis: Eines Tages, so um zwölf Uhr, wenn ich in meinem Arbeitszimmer, tief in meinem Stuhle sitzend, auf den Bergen meiner Träume wandle, wo die Freiheit ist; wenn der „Zutritt Unbefugten strengstens untersagt" ist — und Befugte gibt es in diesem Bezirke nicht — dann wird mit stürmischer Gewalt die Tür aufgestoßen, daß sie gegen die Wand schlägt, ein Purzelchen mit krallblauen Augen springt mit beiden Füßen zugleich herein, ruft mit der schönen Dreistigkeit des dritten Lebensjahres in meine Weltentrücktheit hinein: „Du — heute dibt es Puddich!" und ist wieder weg. Die Tür läßt sie natürlich offen.

Also heute gibt es Pudding. Das stößt allerdings die Dispositionen des Tages um. Ich wollte

eigentlich heute den Grund zur modernen Tragödie legen oder auch einige sehr neue und aufhellende Gedanken über das Verhältnis der Erscheinung zum Ding an sich formulieren; aber da es Pudding gibt, muß ich in die Küche. Das ist ein unumstößlicher Brauch, dessen Bruch so absurd erscheinen würde wie etwa der Einfall, bei meinem eigenen Begräbnis fehlen zu wollen. Die Bereitung eines Puddings ist nach dem Gefühle meiner Kinder eine Handlung, der auch das Familienoberhaupt durch Anwesenheit seine Achtung zu bezeigen hat. Ich gestehe, daß ich diesen Zoll der Pietät mit Freuden bringe. Einmal habe ich eine aufrichtige Achtung vor einem guten Pudding; ich hoffe noch Gelegenheit zu finden, mich wegen dieses Geschmackes zu rechtfertigen. Sodann habe ich aber eine noch viel, viel größere Achtung vor der Freude eines Menschen, besonders eines Kindes, und ganz besonders von fünf Kindern.

Am Tage des Puddings werden in der kleinen Küche nicht nur diese fünf Kinder, sondern sogar der Gatte geduldet. Die Mama, die sonst die Topfguckerei nicht liebt — was ihr jeder Künstler nachempfinden kann — sie erweitert, von der feierlichen Größe dieses Tages gehoben, ihre unendliche Geduld auf das Dreifache der Unendlichkeit. Daß dieser Aufwand nötig ist, das wird jeder zugeben, der da weiß, daß Kinder nicht nur sehen wollen, wie die für den Pudding bestimmten Mandeln ent-

häutet werden, sondern daß jedes der fünf genau sehen will, wie jede der Mandeln enthäutet wird, daß sie nicht nur sehen wollen, wie Eiweiß zu Schneemus geschlagen wird, sondern daß sie jedes Stadium der Entwicklung mit sämtlichen Übergängen eingehend beobachten wollen — und sich somit — diejenige der Mutter eingerechnet — gleichzeitig sechs Nasen über der Kasserolle befinden.

Ad vocem Rosinenpudding! Die Bereitung dieses Meisterstückes der Kochkunst ist auch darum für die ausführende Künstlerin mit starken Schwierigkeiten verknüpft, weil sie fortgesetzt unter dem fühlbaren Druck einer die umgebende Luft erfüllenden Spannung arbeiten muß. Die Anziehung zwischen den Rosinen und Mandeln einerseits und den Mäulern andrerseits wächst von Sekunde zu Sekunde; positiver und negativer Pol nähern sich einander immer bedenklicher, und jeden Augenblick kann an irgendeiner Zungenspitze eine Entladung stattfinden. Die Kleinen bekommen nämlich ihren Zoll von den Rosinen, den Mandeln, dem Zitronat und allen sonstigen im rohen Zustande genießbaren Ingredienzien. Es ist sehr wohl möglich, daß ohne diesen Umstand das Interesse der Korona minder stark wäre. Auch wir Erwachsenen pflegen ja an solchen Handlungen ein erhöhtes Interesse zu nehmen, bei denen etwas für uns abfällt. Ich weiß, meine Herrschaften, ich weiß. Sie ist unpädagogisch, diese Vorwegnäscherei. Ich hoffe, Sie

dadurch zu befriedigen, daß ich Ihnen darin sofort recht gebe, Ihnen erkläre, daß Sie mir aus der Seele sprechen und daß Ihr Standpunkt der meine sei, voll und ganz. Aber sie eine Stunde lang zuschauen lassen und ihnen kein Bröckchen hinwerfen, das würde uns genau so herzlos erscheinen, wie wenn man vor den Raubtierkäfigen eines zoologischen Gartens ein offenes Schlachthaus errichtete und die schönsten Ochsen vor den Blicken der Tiere zerlegte, oder wie wenn man vor den Augen eines neutralen englischen Kabinetts ein Stück Land aufteilte.

Ich weiß, welche Gefühle die Brust eines Menschen bewegen, der der Bereitung irgendeines leckeren Puddings beiwohnt, von dem er zuweilen vorher, zuweilen nachher und zuweilen überhaupt nichts bekommt. Ich bin ein Kenner in solchen Zuschauergefühlen. Ich weiß zum Beispiel mit absoluter Bestimmtheit, daß der Junge in diesem Augenblick, als seine Mutter die 12 Eidotter, die 5 Löffel Zucker, das Pfund Rosinen, die 30 Mandeln und den Zitronat in einem Asch durcheinanderrührt, daß er denkt: „Das so auslöffeln dürfen! Diesen Inbegriff, dieses reinste Wesen des Puddings so allein in sich aufnehmen können!“ (Natürlich hat er diese Worte nicht; aber er hat den Begriff.) So wie der Junge denke ich nun nicht; wenigstens könnt' ich es nicht ohne Schaudern; aber ich verstehe ihn; denn einst, o Wunder, war

auch ich ein Knabe. Daher verstehe ich auch so gut, was das eine von den Mädeln meint, als es angesichts des fertigen Teiges seine Mutter fragt, ob nun wohl eigentlich so dieser Teig auch schon eßbar sei. Sie gibt sich dabei die anerkennenswerteste Mühe, der Frage durchaus ihren rein wissenschaftlichen, rein akademischen Charakter zu wahren, indem sie ein ausschließlich intellektuelles Gesicht macht; aber dank jenem eigentümlichen Blicke, mit dem wir um die Ecke und hinter ein intellektuelles Gesicht zu sehen vermögen, erkennen wir auch sogleich, daß auch dieser theoretischen Frage, wie so vielen andern, ein praktischer Wunsch zugrunde liegt, der Wunsch nämlich, das schrecklich zeitraubende Verfahren des Kochens unnötig zu machen.

„Aber Irene!" ruft meine Frau. „Welche Idee! Den rohen Teig wolltest du essen?"

„Ich?! — Nein, Mama, ich ganz gewiß nicht; ich meine nur, ob man ihn essen **kann**, wenn man es **will**; ich **will** es natürlich **nicht**!"

Aber es hilft alles nichts; er muß doch erst auf den Ofen. Sobald er im Topf und der Deckel geschlossen ist, fragt das Kleinste: „Is er nu ferdig?"

Diese Frage wiederholt es während der nächsten halben Stunde etwa fünfundzwanzigmal, bis es die Geduld verliert, zu weinen und endlich zu strampeln anfängt („Ich **will** aber Puddich hab'n—n—n—n—n" usw.), in eine Stube für

sich kommt, sich ausweint, den Daumen in den Mund steckt, den Kanarienvogel gewahr wird, sich in ein Gespräch mit ihm vertieft und den Pudding vergißt. Vorübergehend wenigstens.

Die andern müssen an die Erledigung ihres Arbeitspensums gehen. Sie tun es mit einem letzten, langen Blick nach dem inhaltschweren Topfe.

Der Pudding, und zwar sowohl der eigentliche, schwerere Pudding, als auch seine leichtere Abart, der Flammeri, ist in rein geistiger Beziehung kein besonders zuträgliches Gericht, solange er noch nicht gegessen ist. Er zeigt bei lernenden Kindern die Neigung, sich unter die Formeln der Geometrie, unter die Klassen des Linnéschen Systems und sogar unter die deutschen Kaiser zu mischen, und so ist es verständlich und daher verzeihlich, daß mein Junge einmal in der englischen Stunde das Gewieher der ganzen Schulklasse auf sich gezogen hat durch die Konjugation

I am putting
you are putting
he is putting
wir essen Pudding
ihr . . .

Weiter ist er nicht gekommen. Es war einer jener bösen Fälle, die man in der Psychologie als „sich kreuzende Vorstellungsreihen" bezeichnet und die bei den Lernenden mit Recht berüchtigt sind.

Daß andrerseits der Pudding in spe über manches hinweghelfen kann, zum Beispiel über die Wechselrechnung, über die Kongruenzsätze und selbst über die Geschichte der sächsischen Kaiser, indem er alle diese Dinge in eine gleichmäßig versöhnende und verschönende Stimmung hüllt, das ist nicht zu leugnen; aber eben dies sind Wirkungen, wie sie die Lehrer im allgemeinen nicht wünschen. Dagegen ist die ethische Bedeutung des Puddings über jeden Zweifel erhaben. Er wirkt vortrefflich, wenn man ihn als Lohn für anständiges Verhalten bekommt; er wirkt aber einfach unvergleichlich als Strafmittel, wenn man ihn nicht bekommt.

„Du weißt doch, daß es heute —"

Das genügt vollkommen. Das wirkt zivilisierend wie Ceres im „Eleusischen Fest". Vorausgesetzt natürlich, daß man im Ernstfalle seine Drohung wahr macht. Andernfalls ist unter „Erziehung" bekanntlich überhaupt eine anhaltende stürmische Heiterkeit zu verstehen, die sich die Kinder auf Kosten der Eltern gestatten. Die öftere Bereitung eines Puddings ist somit schon aus Gründen der moralischen Erziehung zweckmäßig und geboten. Er bändigt Tigernaturen und macht Menschen aus Kindern.

Freilich kann es einem auch geschehen, daß der Spieß umgedreht wird. Wenn ich die Kleinste —

sie heißt Lore, aber weil sie sehr rote Wangen, sehr blaue Augen und ein sehr revolutionäres Temperament hat, so nennen wir sie Trikolore — also wenn ich die Trikolore auf meiner Schulter reiten lasse und nicht ununterbrochen Galopp laufen will, erklärt sie einfach: „Denn kriegst du heut' mittag kein' Puddich!"

Wenn ich dann aber das nächtliche Klagegeheul eines frierenden Steppenhundes anstimme, nimmt sie ihre Drohung, im Innersten ergriffen, schnell zurück.

Die Stunde rinnt auch durch den rauhsten Tag, und auch der größte Pudding wird einmal gar, trotz aller Kinderreden, die auf den seltsamsten Umwegen immer wieder auf ihn zurückkamen und ihn wohl in seiner Werdestimmung hätten stören können. Die Enthüllungsfeier findet wieder unter ungeheurem Andrang des Publikums statt. Einen Augenblick drückt bangende Erwartung auf die Gemüter.

Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?

Aber nein: jubelnder Zuruf begrüßt ihn, der sich „blank und eben aus der Hülle schält" wie ein frisch von der Fabrik gekommenes Kriegerdenkmal!

Dann folgen noch leidige zwanzig Minuten. Warum die Menschen eigentlich Suppe, Fleisch und Gemüse essen, wenn sie Pudding haben können,

das ist unerfindlich. Und diese Erwachsenen scheinen nicht einmal zu heucheln; dergleichen Dinge scheinen ihnen wirklich zu schmecken.

Unsere Kinder haben heute gar keinen Appetit, weder auf Suppe, noch Fleisch, noch Gemüse.

„Kinder, euch allen scheint heute nicht wohl zu sein; ihr solltet lieber keinen Pudding essen."

Der Politiker wird wissen, was ein Entrüstungs-, Protest- und Petitionssturm ist. Nur ist die Erregung bei ideellen Fragen nie so elementar wie bei materiellen. Die Teller tanzen auf dem Tisch.

Endlich kommt der Moment von einschneidender Bedeutung. Wenn sie Fische wären, würden sie in diesem Augenblick jene schnalzende Bewegung mit dem Schwanze machen, die bei diesen Tieren einen Höhepunkt der Lebensenergie bedeutet. Jedes bekommt sein Pensum vorgelegt, und dann — tritt Schweigen ein.

Schweigen, wie es sonst nur bei großen tragischen, bei den erhabensten und erschütterndsten Wirkungen eintritt.

Auch mein Griffel — für solche Fälle ziemt sich das Vocabulum solemne „Griffel" — soll nicht versuchen, die Gefühle der Kinder zu beschreiben. Ich werde mein bißchen literarischen Ruf nicht aufs Spiel setzen, indem ich Dinge zu schildern unternehme, die die größten Meister mit kluger Selbstbeschränkung umgehen.

Erst nach einer beträchtlichen Weile löst sich von einem Paar Lippen ein zärtlich gehauchtes: „Mutter, wie schön!“

Und erst ganz allmählich greift eine objektive Betrachtung Platz, die schließlich zu einer vergleichenden Geometrie des Puddings führt, indem man feststellt, wer noch das größere Stück übrig hat, wie viele Rosinen darin sind, welche Figuren diese bilden usw., bis ihnen endlich der Pudding nur noch „eine Mehlspeise aus Mehl, Eiern und Butter ist“ oder philosophisch gesprochen: ein „Ding an sich“.

Aber was ist er ihnen inzwischen gewesen?! Was war er uns?!

Ein Korrektiv unsrer schlechten Lehrpläne, ein Zuchtmittel zum Guten, ein goldener Schlüssel zum Kinderherzen, ein Tag voll drolliger Einfälle und Purzelbäume, ein Festtagsglanz in fünf Kinderseelen, zurückgestrahlt in die Herzen zweier Eltern, die sich immer wieder heimlich ins Kinderparadies zurückstehlen, sich dort ganz klein machen und mittun, bis ein komisch würdevoller Büttel, der sich „Ernst des Lebens“ nennt, sie doch entdeckt und mit Geschimpfe wieder hinausjagt.

Ich habe noch nie zu einem Tage des Puddings „diem perdidi“ gesagt. Er befestigt immer wieder meine Anschauungen über die Realität der Erscheinung und die Objektivität des Subjektiven. Eine „Mehlspeise aus Mehl, Eiern und Butter“ ist

nichts, gar nichts; aber ein Pudding, wie wir ihn verstehen und wie meine Frau ihn macht — ja, das ist was.

Womit beileibe nicht gesagt sein soll, daß Pudding meine Lieblingsspeise wäre. Ich könnte zwanzig, dreißig Gerichte nennen, die ich lieber esse, zum Beispiel Rebhühner mit Savoyerkohl. Aber wenn ich mir einmal etwas besonders Gutes vergönnen will, etwas absonderlich Zartes und Apartes, etwas Ergötzendes, Erfrischendes und Stärkendes, dann nehme ich meine Frau auf die Seite und sage: „Du, mach mal wieder 'n Pudding!"

Asmodi, oder der hinkende Teufel im Theater

Über der berühmten Stadt Hamburg lag die dichte Finsternis eines regnerischen Oktoberabends, als ich in schwebender, bebender Herzenslust und Herzensangst, sonst aber warm und wohl geborgen, in einer kleinen Loge des Stadttheaters saß. Ich mußte den „Faust“ sehen, tat es aber nicht gern. Denn der hat auf der Bühne, vom Gretchendrama abgesehen, nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren. Mich interessierte auch unendlich viel mehr ein Fläschchen mit Syringenparfüm, das ich verstohlen in der Hand hielt. Einen Gegenstand, der der Geliebten gehört, in der Hand halten ist immer eine Lust, was auch die Ehemänner dagegen sagen mögen. In jener Abendgesellschaft, wo sie mir aufgegangen war wie Morgenlicht über einer stimmungslosen Sandwüste, hatte ich ihr das Flakon gestohlen. Ich hatte während unserer Unterhaltung damit gespielt und es nachher behalten, und sie schien es nicht zu vermissen.

Syringen! Das paßte so gut zu ihr. Sie schien Einen auch aus hundert treuen blauen Augen an-

zublicken. Sie hatte sicherlich nur zwei Augen; aber hatte man einmal hineingeblickt, so sah man überall diese Syringenaugen, wenn man auch auf einen alten Ofenschirm oder auf die schwarze Weste eines Ökonomierats starrte. Syringen sind so einfach und so reich in ihrer Einfachheit und so weich und duftig, daß man lange, lange seine Wange hineinschmiegt. Vielleicht war ich auch darum gleich so heilig verliebt, weil Syringen mir von Kindheit an verknüpft sind mit Pfingstfreude, mit dem ersten großen Leuchten und vollen Klingen der neuen Frühlingsluft.

Hoheit umhüllte sie ganz. Weiß einer, was Hoheit ist? Nicht die Hoheit mein' ich, die angenommen und abgelegt werden kann, die man behaupten muß, sondern Hoheit, die von allem Anfang her da ist und immer da ist und da sein wird auch in Niedrigkeit und kümmerlichen Leiden und die auch den Ärmsten anzieht. Nicht Hoheit, die streng oder hart oder gar kalt sein kann, sondern Hoheit, die über Gerechte und Ungerechte leuchtet und auch bei hingebenster Milde noch Hoheit bleibt, vor der der Rohe verlegen wird und dem Zyniker seine eigenen Witze schal erscheinen...

Auf der Bühne setzte sich Mephisto in einem scheußlichen, Franz Moorigen Vorstadt-Nasen-Intrigantentone mit „dem Herrn" auseinander. Ich floh zu meinem Fläschchen, drückte die Augen zu, sog begierig den Duft ein und — hörte mit einem

Male einen tiefen Seufzer, der nur aus dem Fläschchen kommen konnte.

„Holla!" rief ich. „Wer ist da?"

„Ach," klang ein leises Stöhnen aus dem Fläschchen, „die alte Geschichte! Ich! Asmodi!"

„Ei sieh da!" rief ich. „Und nun möchten Sie wohl gern wieder heraus?"

„Ach ja! Bei der früheren Besitzerin dieses Fläschchens war es ja recht angenehm; aber bei Ihnen — das hat wirklich keinen Reiz!"

„Danke. Kann ich mir denken. Aber warum entweichen Sie nicht durch eines der kleinen Riechlöcher im Stöpsel?"

„Ich kann nicht an der Schleife vorbei!"

„Nicht an der Schleife vorbei?"

„Nein, betrachten Sie sie recht, sie ist zu einem Brrrrrrrr... Ich kann das Wort nicht aussprechen... Sie wissen schon..."

„Ach sieh da! Richtig, sie ist zu einem Kreuz gebunden. Und nun soll ich wohl die Schleife lösen?"

„Ich tät recht schön bitten."

„Ja, was wollen Sie denn anlegen für Ihre Befreiung?"

„Ich werde Sie einen Blick tun lassen in alle Gehirne der hier Versammelten, und Sie sollen sehen, was darin vorgeht."

„Famos! Das interessiert mich. Aber ich werde mich auf Stichproben beschränken; denn das Men-

schengeschlecht ist reich an langweiligen Wiederholungen."

„Wie Sie wollen."

„Aber," fuhr ich fort, „wenn ich mich recht erinnere, verstehen Sie noch andere Künste."

„Gewiß!" flüsterte die feine Stimme. „Ich verheirate Grauköpfe mit minderjährigen Mädchen, Herren mit ihren Mägden, arme Mädchen mit schmachtenden Liebhabern, die keinen Heller im Vermögen haben..."

„Halt, stop!" rief ich. Das letztere ist mein Fall. Ich bin gegenwärtig wohl der zur Liebesheirat begabteste Zeitgenosse. Wollen Sie mir behilflich sein?"

„Aber gewiß! Das ist ja mein Geschäft."

„Nun denn, Asmodi-Cupido, so gebe ich Ihnen hiermit die Freiheit zurück." Ich riß die Schleife auf — ein feiner knirschender Laut — und zwischen meinen Knien stand le diable boiteux, gänzlich unverändert und noch genau so, wie er dem edlen Don Kleophas Leandro Perez Zambullo erschienen war.

„Erlauben Sie, daß ich Sie zuvörderst unsichtbar und unhörbar mache," sprach Asmodi, tippte mir leise mit dem Finger auf die Nase und erklärte, ich sei nun für jeden Sterblichen Luft; ein neues Genie könne nicht sicherer darauf rechnen, von den Menschen unbemerkt zu bleiben, als ich. Dann zog er mich mit sich fort.

„Sie werden also," begann ich von neuem, „diesen Menschen die Schädeldecken abnehmen, wie Sie einst die Dächer von Madrid abgehoben haben?"

Asmodi schlug eine laute Lache auf. „Sie glauben wohl," rief er, „wir Teufel blieben im 17. Jahrhundert stecken, während ihr gewaltigen Menschlein bald ins 20. hineinschlaft! Komm ich Ihnen so rückständig vor? Seh' ich aus wie ein Eisenbahnminister unter dem Zeichen des Verkehrs? Die Schädeldecken abheben! Entsetzlich! Wozu lebte denn unser Röntgen."

„‚Unser' Röntgen!" wiederholte ich. „Sie tun gerade, als ob dieser vortreffliche Mann des Teufels wäre."

„Alle Erfinder, Entdecker, Forscher und großen Neuerer sind des Teufels, und ihre Werke sind Werke des Teufels: darin spricht die Konkurrenz einmal wahr," versicherte Asmodi. „Überhaupt sind wir Teufel die Wohltäter der Menschheit und die tätigen Diener des Herrn, wie Ihnen unser Goethe noch eben von der Bühne herab verkündet hat, während jene augenverdrehenden Herren — na — ich schimpfe nicht gern auf die Konkurrenz — ich halte das nicht für anständig, obwohl jene Herren sich in diesem Punkte keine Beschränkung auferlegen."

„Ja, ja," rief ich, „Sie reden wie Ihr Kamerad auf der Bühne und geben sich für eine Kraft aus, die stets das Böse will, doch nur das Gute

schafft. Aber ich habe das immer für einen Schwindel gehalten, gemacht, um den armen Faust zu betören."

„Auf Wort" — Asmodi blieb stehen, legte mir seine Rechte fest auf den Arm und sah mich mit einem ehrlich resignierten Gesichte an — „auf Wort, mein Verehrtester, es ist so." Und dann weitergehend: „Sehen Sie, werter Freund, das mußte ja schließlich auch dem dümmsten Teufel klar werden, daß gegen das Licht, gegen das Gute, gegen den ‚Herrn' da hinter dem Wolkenprospekt der ganze Höllenschlund nicht anjappen kann. Was wirklich gut ist, kann man nicht mal durch Reklame totmachen. Also taten wir Teufel, was man in solchen Fällen oft tut: wir gaben die fruchtlose Opposition auf und traten in die Dienste der Regierung als agents provocateurs, natürlich im anständigen, nicht im menschlichen Sinne des Wortes. Wir bringen den faulen Menschenbrei in Bewegung, stänkern überall nach Kräften herum, haben unsern Spaß dabei und verschaffen dem ‚Herrn' das Vergnügen einer Schachpartie. Dem einzelnen Menschen können wir dabei unangenehm genug werden; aber dem verdammten Zeug der Tier- und Menschenbrut, dem ist nun gar nichts anzuhaben. Sie sehen, ich verfalle von selbst in die Goetheschen Worte; man kann's gar nicht besser ausdrücken. Es ist alles so, wie Sie's noch eben von der Bühne her gehört haben. Wir arbeiten im

besten Einvernehmen mit dem ‚Herrn' und erfreuen uns seines entschiedenen Wohlwollens, während er die Herren von der Konkurrenz, die sich auch für seine Agenten ausgeben, geflissentlich ‚schneidet', wie Sie wohl gleichfalls bemerkt haben. Beiläufig bemerkt, ein verdammt schlauer Kerl, der Goethe; er ragt in unsere Welt hinauf und hat Gewalt über uns wie Byrons Manfred, bloß mit dem Unterschied: der Manfred hat's im Maul und der Goethe im Hirn."

„Aber wirkt nicht auch die Konkurrenz im Interesse des Lichts?" warf ich ein.

„Im Interesse des dickeren Wachslichts? Freilich. Aber das Licht des Verstandes erklären sie für den Feind der Menschheit. Und wir dürfen nicht aus unserer Welt hinaustreten und die Karten aufdecken, verstehen Sie?"

„Aber wenn ich nun Ihre Enthüllungen den Menschen mitteile!"

„Dann glaubt Ihnen keiner. Das ist ja eben der Spaß, verstehen Sie? Die Menschheit muß sich ganz allmählich selbst herauswuseln. Die Menschen wollen nur durch Schaden klug werden. Deshalb z. B. verheirate ich sie miteinander."

„Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie auch mich aus diesem Grunde verheiraten —"

„In Ihrem Falle liegt die Sache natürlich anders, versetzte er eilfertig und wandte das Gesicht ab; aber ich müßte mich sehr getäuscht haben,

wenn nicht im äußersten rechten Mundwinkel ein Stück eines Lächelns bemerkbar gewesen wäre.

„Aber," rief Asmodi, „versäumen wir nicht das Spiel: der Vorhang hebt sich wieder."

Wir traten hinter einen Mann mit ziemlich vierkantigem Schädel und zugeknöpftem Jägerschen Normalbusen. Asmodi brachte unbemerkt seinen Apparat „Non plus ultra" an und sprach in dozierendem Tone:

„Sie blicken hier in das Gehirn eines Freidenkers von der wüsten Sorte, eines Mannes, der alles mit dem Verstande machen will, und zwar mit seinem. Sie bemerken, wie er soeben die Zeile ‚und leider auch Theologie' versteht. Er glaubt, Goethe schimpfe auf die Theologie überhaupt. Sie werden bemerken, daß er Goethe als Gesinnungsgenossen begrüßt und ihm Anerkennung zollt."

„Hier das etwas verlederte Gehirn eines Schulpedanten. Sie sehen, er begreift nicht, daß Faust nach soviel Studien nur so klug ist wie zuvor. ‚Das Studium wird eben nach Art dieser „genialen" Leute nicht solide und methodisch betrieben worden sein; andere Leute wissen doch was!' Sehen Sie gut? Sie müssen jeden Gedanken lesen können!"

„Brillant!" rief ich. „Die Selbstgefühlszellen zappeln vor Vergnügen!"

„Richtig. Feiner Apparat, he?"

„Großartig!“

„Hier das Gehirn eines Geistlichen.“ ‘Fürchte mich weder vor Hölle noch Teufel‘, klang es von der Bühne. — „Sie werden die Entrüstung bemerken —“

„Ja.“

‚Dafür ist mir auch alle Freud' entrissen.‘ Die Entrüstungszellen beruhigen sich und die Zellen der Genugtuung leuchten in einem satten Glanze. ‚Bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren, die Menschen zu bessern und zu bekehren.‘ „Ja, ja, das kann freilich niemand, der freventlich den Mutterschoß der Kirche verlassen hat!“ ‚Es möchte kein Hund so länger leben!‘ „Nun ja, das ist immer das Ende dieser Verlorenen! Jammer und Verzweiflung!“ — „Sehen Sie, wie die Behaglichkeitszellen glänzen?“

„Wie lauter Öl!“ rief ich.

„Richtig. Gehen wir weiter! — Hier ein gebildeter und zufriedener Bankdirektor. ‚Daß ich erkenne, was die Welt im Innersten zusammenhält —‘ „Ja, so viel muß der Mensch eben nicht verlangen! Überspanntes Streben! Ist nun doch mal nichts für Menschen!“ — „Haben Sie's gelesen?“

„Ja, aber jetzt wird alles trübe und dickflüssig — milchig —“

„Ja, das liegt nicht am Apparat, das ist allgemeine Zufriedenheit —“

„Halt, jetzt seh ich wieder was —"

„Aha!"

„18759 Mk. 75 Pfg. ... Bremer Staatsanleihe von 1859, 106 bezahlt ...."

„Na ja. Ein anderes Bild! Das Gehirn einer Schwärmerin für Blüten und Perlen der deutschen Poesie. ‚O sähst du, voller Mondenschein, zum letztenmal auf meine Pein —'"

„Hurrrrjeh!!" rief ich unwillkürlich. „Alle Gefühlszellen wuseln durcheinander — ich sehe nichts als Nebel — nichts deutlich —"

„Richtig," bemerkte Asmodi mit sachkundiger Trockenheit. Sie liebt Goethe im allgemeinen nicht, ‚er ist so kalt'; aber diese Stelle findet sie himmlisch. Sie werden keine eigentliche Vorstellung bemerken —"

„Keine."

„Nein. Sie ist auch so entzückt. Go on! Ein Student. ‚Von allem Wissensqualm entladen, in deinem Tau gesund mich baden.' Sie werden über dieses ganze Hirn eine ungeheure Heiterkeit verbreitet finden. Wie Sie sehen, freut er sich, daß er die Wertlosigkeit der verfluchten Büffelei von Anfang an durchschaut hat; Sie würden dieses Hirn jedesmal besonders aufleuchten sehen, wenn Faust auf die Wissenschaft schilt. Sehen Sie gut?"

„Es geht."

„Ja, das ganze Bild ist etwas getrübt durch

Bier. Wie Sie bemerken werden, hält er das für Wissensqualm."

„Ja!" rief ich lachend.

„Ein gar nicht seltener Fall von Selbsttäuschung. Sie werden aber ganz deutlich die Spuren vom Kindl, Zacherl, Hofbräu usw. unterscheiden können —"

„Vollkommen," rief ich.

„Hier ein Leutnant," erklärte Asmodi. Die Gehirnmoleküle schwangen ruckweise und sprunghaft. „Schlapper Herr, dieser jelehrte Mann. Ollen Faust endlich mal ruh'n lassen! Neulich Stück mit altem Dessauer drin. Sehr nett." ‚Und fragst du noch, warum dein Herz sich bang in deinem Busen klemmt?' Und sieh da — auch die Moleküle des Leutnants schwangen bang und beklommen; die ganze Gehirntätigkeit erschien wirklich deprimiert, und ich las: Mr. Blackburne erkrankt. Kann meine Schimmelstute ‚Blitz' beim Horner Rennen nicht reiten. — Äh! Schleimiges Pech! Dann tauchte eine üppig ausgeschnittene Frauenschönheit auf, und als ich mich aufrichtete, um zu sehen, ob die Direktion hier etwa ein Ballet eingeschoben hätte, bemerkte ich, daß der Leutnant sein Opernglas auf eine nahegelegene Loge gerichtet hatte.

„Hier etwas ganz Apartes," fuhr Asmodi fort. „Sie sehen hier —"

„Bst!" machte ich gebieterisch.

Ich sah Musik, Musik, wie ich sie nie gehört, wie sie nie geschrieben worden, vielleicht nie geschrieben werden konnte, wunderbare Musik, in der verschwiegenste Geheimnisse laut wurden, Musik, aus dem innersten Grunde der Welt geholt. Das Hirn dieses Mannes war ganz von himmelsklarem Lichte durchleuchtet, und die Teilchen dieses Hirnes schwangen in immer seligeren, immer berauschteren Kreisen, und immer mehr Zellen zerteilten sich und gebaren neue Zellen. Und ich sah, daß dieser Mann sich am Ufer des Meeres wähnte, und hinter ihm ragten ewige Felsen auf, und über ihm spannte sich allesumarmender Himmel. Und er hörte ein flüsterndes, murmelndes Raunen vom Meere kommen, fast schon ein Sprechen war es; immer war es ihm, als müßte er nun gleich Worte vernehmen, so drängend deutlich war es, und ward doch kein Sprechen. Und das Raunen zog durch seinen Leib mit bebenden, seligen Schauern und stieg durch den Felsen hinauf und lief wie fernster Donner durch den Himmel und kam übers Meer gegangen und kehrte freundlich zurück in seinen Leib und zog durch sein Herz wie ein ewiger Lebensstrom. Und ein verzücktes Heimgefühl quoll in ihm, bis in die letzten Äderchen hinein. Er hatte sich heimgefunden; Meer und Erde und Himmel und er selbst redeten nun endlich dieselbe Sprache. Und immer sah und hörte ich die Musik, diese Musik, die immer kühner emporstieg, sich immer

wieder übergipfelnd und dann wieder langsam zurückkehrend in eine große, allmächtig befriedende, heimatliche Ruhe. Und zu einem Orchesteraufschwung, der blitzschnell meinen ganzen Leib durchfuhr mit rieselnder Glut, jauchzte menschlicher Gesang auf:

„Die Geisterwelt ist nicht verschlossen;
Dein Sinn ist zu, dein Herz ist tot!
Auf, bade, Schüler, unverdrossen
Dir ird'sche Brust im Morgenrot!"

„Ein Dichter und Sänger des Makrokosmos," erklärte Asmodi. „Wie Sie sehen, ist er mitten im Produzieren. Goethe hat ihn gereizt."

„Herrlich!" rief ich. „Haben Sie mehr von der Sorte?"

„Nee!" lachte der Hinkende. „Die sind dies Jahr selten. Aber hier etwas Possierliches, wenn's Ihnen Spaß macht. Ein elfjähriger Junge. Ein helles, lebendiges Kerlchen, wie Sie sehen; ein Hirn, das den ‚Faust' mal sehr gut verarbeiten wird. Aber die Makrokosmosgeschichte und diverses Andere ist ihm natürlich schleierhaft. Sehen Sie die Schleier?"

„Natürlich."

„Wie alles sich zum Ganzen webt!
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf und niedersteigen
Und sich die goldnen Eimer reichen!"

„Merken Sie wohl? Er begreift nicht, was der Faust immer zu gucken hat, wo doch nichts zu sehen ist. Er möchte so gern mal die goldenen Eimer sehen, hihihihi! Wird ihm wohl nicht glücken."

„Na, vielleicht später mal!" meinte ich.

„Dieser Gelehrte wird Sie noch interessieren," sprach Asmodi. Ich blickte hinein und war höchlichst überrascht. „Er denkt an das japanische Maskenschwein!" rief ich.

„Ja," antwortete Asmodi, „infolge einer ganz natürlichen Ideenassoziation. Faust sprach erst soeben die Worte:

„Du Geist der Erde bist mir näher;
Schon fühl ich meine Kräfte höher . . ."

Sie werden die Spur der Ideenkette noch verfolgen können; die zuerst berührten Zellen müssen noch schwach phosphoreszieren. Die Worte Fausts brachten ihn darauf, daß der Menschengeist immer von kosmischen Versuchen zur Erde, zum Realen, zum Materiellen zurückkehren muß, um neue Kraft zu gewinnen. Ganz flüchtig fiel ihm dann Antäos und Herakles ein, sehen Sie hier! Dann dachte er an seine augenblickliche Forschung und daß er nach langer Mühe gefunden habe, wie die deutsche Schweinezucht durch das japanische Maskenschwein wirksam zu heben sei. Sie sehen, diese Vorstellung vom Schwein war von einem sicheren, fröhlichen

Kraftgefühl begleitet. Dann dachte er an die Stelle im zweiten Teil — denn er ist zugleich ein guter „Faust“-Kenner —:

‚Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm,‘

„Ja!“ rief ich aufs höchste interessiert. „Und das wunderbarste ist: das ganze Gehirn ist in schönster Stimmung und ist gar nicht herausgekommen. Alle scheinbaren Gegensätze von einer großen Weltanschauung umfaßt! Ein starker und harmonischer Geist!“

„Hier ein kleiner Diplomat,“ fuhr Asmodi fort.

„Er betrachtet sich das Publikum mit großem Wohlwollen,“ bemerkte ich. „Das glückliche Völkchen, denkt er, braucht sich nicht um höhere Dinge zu sorgen wie unsereins. Er seufzt und befindet sich sehr wohl. Er ist sich bewußt, daß er für das Wohl all dieser Leute zu sorgen habe. Er findet, daß das Theater doch immer noch die beste Beschäftigung für die Masse ist und sie am wirksamsten von lächerlichen politischen Ambitionen fernhält. „Eine Fanny Elßler oder eine Maria Taglioni wäre ein wahrer Segen heutzutage!“ seufzt er.

So durchwanderte ich unter Asmodis Führung noch einen großen Teil des Auditoriums, bald beobachtend, bald dem summarischen Vortrage des Hinkenden lauschend, wenn sich Wiederholungen mit

geringfügigen Abweichungen boten, z. B. noch ein Gymnasialprofessor, der Goethes Sprachfreiheiten regelmäßig mit halblauter Stimme korrigierte, ein Schnittwarenhändler, der überlegte, auf welche Weise er den großen Rest eines aus der Mode gekommenen Stoffes loswerden könne, ein Seemannsschüler, der seiner Begleiterin während der Erscheinung des Erdgeistes heimlich die Hand kniff, was man schon ohne Apparat sehr gut beobachten konnte usw. usw.

Da — Faustens zweiter Monolog näherte sich dem Ende — da, als wir in eine Loge des dritten Ranges traten, durchfuhr mich ein lieblicher Schreck! Da saß vorgebeugt, in gespannter Haltung, die Lippen ein wenig geöffnet, sie, meine Syringe!

„Asmodi!“ rief ich mit unterdrückter Stimme, obwohl uns ja niemand hören konnte, „Asmodi, das ist sie ja!“

„Wahrhaftig,“ rief der Schalk mit spöttischem Erstaunen, „sie ist es! Nun, so beeilen Sie sich; es ist gerade eine günstige Gelegenheit.“

Ich schaute hinein in dieses schöne, ovale Köpfchen und hatte bald alles um mich her vergessen. Sie horchte fromm auf die herrlichen Worte und bewegte sie ernst in ihrer Seele. Da — ei sieh — als Faust die Phiole ergreift — denkt sie an ihr Riechfläschchen, an mich und daß ich es ihr entwendet habe! Schau einer dies Mädel an! Sie

wußte es und sagte nichts! Ich zitterte vor Freuden so sehr, daß ich ihr Haar berührte; ich erschrak heftig; sie wandte sich flüchtig um, schien dann aber die Berührung für eine Täuschung zu halten. Ich schaute wieder hinein: alles da drinnen war in einer köstlichen, leise fiebernden Erregung; sie strengte sich an, nur auf die Worte des Schauspielers zu hören; aber jetzt — ha! — jetzt hörte sie meine Stimme dazwischen — Gott, wie das wohltut! Wie weich das unsere Eitelkeit streichelt! — Jetzt sah sie das edel durchgeistigte Gesicht des lebensmüden Gelehrten und jetzt sah sie meine verwegene Hurranase — ach ja, wenn ihr die nicht gefällt — aber sie geht mit Freundlichkeit darüber hinweg — sie findet sie sogar ganz nett! — ach, Gott sei Dank: sie ist blind vor Liebe —

Asmodi wippte ungeduldig mit den Füßen: die Sache dauerte ihm zu lange; aber was ging das mich an!

Ah — da fielen himmelher und rein die Ostergesänge herein mit ernstem, großem Orgelton! Wie herrlich und rein das da drinnen wiederhallte; wie die ganze Seele zu klingen begann und auch nirgends ein verstocktes und verhocktes Eckchen war, das nicht andächtig miterbebte!

„Und doch, an diesen Klang von Jugend auf gewöhnt,
Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben.
Sonst drängte sich der Himmelsliebe Kuß —“

Huiiiii — was war das! Bei dem Worte „Kuß“ wirbelte alles dadrinnen durcheinander wie Milliarden von Sternen in einem rosigen Dunkel! Überrascht blickte sie auf: sie schüttelte heftig ihr Köpfchen, wie erzürnt über sich selbst, war purpurrot und starrte krampfhaft auf die Bühne.

„Nun —?“ fragte Asmodi ungeduldig.

„Es wirbelt alles durcheinander,“ rief ich, „ich erkenne absolut nichts mehr.“

„Ja, das versteh ich auch nicht,“ erklärte er. „Was in einem verliebten Kopfe beim Gedanken an den ersten Kuß vorgeht, das weiß kein Teufel.“

Mit diesen Worten nahm er den Apparat an sich und erklärte, keine Zeit mehr zu haben. Ich fragte ihn, ob ich auch zukünftig den Apparat einmal würde haben können. Er verneinte. Auf die Dauer sei er nicht zuträglich, namentlich für Liebende. „Sie dürften jetzt auch genug wissen, um den Mut zu einer Erklärung zu finden,“ meinte er ironisch. Das mußte ich ja zugeben. Er ergriff meine Hand zum Abschied; ich wollte eben noch sagen: „Wenn Sie mal wieder im Buttel sitzen —,“ als ich von einem leichten Schwindel ergriffen wurde. Er dauerte höchstens eine Sekunde; aber als ich wieder klar zu sehen vermochte saß ich in meiner Loge wie zu Anfang der Vorstellung. Ich suchte mit meinem Glas ihre Loge — richtig, da saß sie. — — — — — — — — — — —

Gott, was hat der Goethe den Faust lang ge-

macht! Warum streicht denn dieser Regisseur oder Dramaturg nicht mehr!? — — —

Ich kann ihr doch auch nicht oben in der Loge mein Herz ausschütten; überhaupt — sie so brutal überfallen mit einer Liebeserklärung — sie könnte Mißachtung darin sehen und sich gekränkt fühlen. Sie weiß nicht, daß ich in ihr Köpfchen geschaut habe — und — — wenn überhaupt alles Blendwerk wäre? Zwar bin ich sicher mit Asmodi umhergegangen und habe gewiß in allerlei Köpfe geschaut; aber wer bürgt mir dafür, daß er mich nicht in puncto puncti beschwindelt hat? Ich will es ihr schonend beibringen...

Im Vestibül trafen wir uns. Als sie mich sah, wurde sie blaß, und dann wurde sie rot, weil sie blaß geworden war, womit man bekanntlich nichts bessert. Ich bot ihr meine Begleitung an; sie willigte ein, bemerkte aber, daß sie nur etwa fünfzig Schritt vom Theater entfernt wohne.

„Wie scheußlich!" rief ich. „Warum wohnen Sie nicht in Cuxhaven?"

Sie lachte; wir sprachen begeistert über die Ellmenreich als Gretchen; sie war besonders ergriffen von einem großen, genialen Moment in der Wahnsinnsszene, das auch mich trotz meiner Zerstreutheit mächtig gepackt hatte, und dann standen wir unter der Laterne vor ihrem Hause.

„Sie haben sich schwarz gemacht!" sagte sie lächelnd.

„Wo?“

„Auf der Nase.“

Ich versuchte vergeblich, die Spur von Asmodis Finger zu verwischen.

„Warten Sie!“ rief sie eifrig, zog ihr Taschentuch hervor und wischte an meiner Nase herum — Syringen!

„So!“ rief sie, „jetzt ist's fort!“ Das heißt: „fort“ sagte sie nicht mehr; ich hatte erst das Tuch, dann die Hand, dann ihren Arm, dann sie selbst ergriffen und sie hierauf geküßt; aber alles viel schneller, als ein gewöhnlicher Mensch sich das vorstellen kann.

Sie sagte gar nichts, aber als wir nach vielen Küssen endlich Worte fanden, duzten wir uns.

Von Schiffahrt, Angst, Courage u. dgl.

Wir waren eine regelrecht gemischte Gesellschaft: immer ein Mädel — ein Bursche, ein Mädel — ein Bursche usw. Nur in zwei Dingen stimmten wir alle überein, erstens: wir waren jung, und zweitens: wir wollten uns an diesem Nachmittag auf jeden Fall wundervoll amüsieren. Selten ist ein Vorsatz mit größerer Energie gefaßt worden als dieser.

Nun ist es eine der allerbekanntesten Tatsachen, daß solchen Leuten in solcher Stimmung eine Wasserfahrt ein ganz erhebliches Vergnügen zu bereiten pflegt. Die Damen ins Boot heben, ihre Füßchen und Spitzensäume bewundern, sie kreischen und kichern hören, sie beruhigen, ein stolzes Beschützergefühl in den resp. Männerbusen spüren, sich mit unerhörter Bravour in die Ruder legen und Wind und Meer gebieten, solange sie nichts dagegen haben — andrerseits: vor den Männern zu spielen mit eben jenen Füßchen und Spitzensäumen, mit anmutzarter, hilfsbedürftig-ängstlicher „Weiblichkeit“, vielleicht gar die Ärmel hoch-

streifen, Hände Nr. $5^3/_4$ zeigen, ein für hervorragende Schifferfäuste gemachtes Ruder mit möglichst zierlicher Täppischkeit umklammern und es solchermaßen hin- und herbewegen, daß sämtliche Insassen etwas davon haben — wer wollte leugnen, daß alles das für die resp. Geschlechter ungefähr so viel bedeutet wie ein Leutnant mit Schlagsahne oder ein dreisitziges Fahrrad mit Skatvorrichtung, nämlich: eine Akkumulation höchster Genüsse?

Ein erklärtes Verhältnis gab es erfreulicherweise innerhalb unserer achtköpfigen Gesellschaft nicht — wenn auch ein Paar gewisse dringende Verdachtsmomente aufwies — es bestand also, wie der kundige Leser aus meinen Andeutungen schon geschlossen haben wird, zwischen uns jene reizvolle Spannung ungleichnamiger Geschlechter, der die Entfernung noch zu groß ist, als daß der Funke überspringen könnte, die sich aber dafür in einem pracht- und wundervollen St. Elmsfeuer der Koketterie entladet. Es gibt kaum etwas Possierlicheres als die Koketterie zwanzigjähriger Leutchen. Die jungen „Männer" posieren entweder genau so stark wie die Weibchen oder etwas stärker; in späteren Jahren freilich neigt sich das Übergewicht in diesem Punkte auf die Seite der Frauen, weil die Männer dann fauler und gleichgültiger werden, diese Eigenschaften sehr oft für sittlichen Ernst halten und sie infolgedessen ernstlich kulti-

vieren. Die jungen Männlein aber tun groß, und die Weiblein tun klein, so will es die überlieferte Praxis. Was die Jünglinge in dem Alter um 20 herum an Mut produzieren, ist unglaublich. Und sieht man die Jungfrauen, so weiß man — immer vorausgesetzt, daß man selbst im entsprechenden Alter steht — daß Anmut und Sanftmut, Zärtlichkeit und Mitgefühl ewig wohnen werden an jedem Herde der Heimat. Mut wollten wir heute zeigen, den Mut zu Wasser; es sollte eine Elbpartie gemacht werden.

Es war aber einer unter uns, der das ehrwürdige Alter von 27 hatte, der männliche Part des verdächtigen Paares, und dieser stellte jetzt die komische Frage:

„Ist denn einer von Ihnen, meine Herren, auch imstande, ein Boot auf der Elbe zu handhaben?"

Ein kurzes, entrüstetes Schweigen und dann eine Sturzwelle von Fragen: „Wieso?" „Das bißchen Rudern?" „Können Sie nicht rudern?" „Sind Sie bange?"

Dies Wort gab dem Übermut Luft: der arme Herr Steen hatte ausgesorgt; er konnte sich für heute und für die Zukunft auf den Hohn der wagelustigen Jugend gefaßt machen.

„Es vergeht kaum eine Woche," fuhr er mit unerträglicher Ernsthaftigkeit fort, „daß nicht von einem gekenterten oder überrannten Boot und von

ein, zwei, drei bis ein Dutzend und mehr ertrunkenen Vergnügungsfahrern berichtet würde. Ich halte es für Leichtsinn, sich auf einem höchst gefährlichen Fahrwasser anderen als wirklich kundigen Händen anzuvertrauen, und habe das auch bisher noch nie getan."

Für den Menschenkenner wird es nicht nötig sein, ihm das Hohngelächter zu schildern, das ob dieser Rede auf den furchtsamen Herrn Steen herniederprasselte. Die Damen schürzten heimlich mit Verachtung die Lippen, und selbst diejenige, welche ein dunkler Verdacht mit diesem Sicherheitskommissar in Verbindung brachte, entfernte sich unwillkürlich um einige Schritte weiter von ihm.

„Na, sei'n Se man nich bange!" rief Herr Martens, der oberste Draufgänger von uns Jungen, „versuchen Se's man! Wenn Ihnen schlecht wird, setzen wir Sie in eine Droschke und lassen Sie fein bis an Ihr Bett fahren. Zufrieden?"

„Gut, unter dieser Bedingung geh' ich mit," versetzte Herr Steen. Die Zusage wurde mit spöttischem Gelächter aufgenommen; die Damen kicherten jetzt ganz ungeniert hinter Herrn Steens Rücken. Auf dem Weg nach dem Hafen blieb er fast gänzlich isoliert.

Da war also wieder mal unser alter lieber Hein Klood, der Bootsvermieter und Inhaber jener Badeanstalt, in der ich als Fünfjähriger mein

erstes öffentliches Bad in solcher Art nahm, daß ich in der Glut meines damals schon bedrohlichen Temperaments mit Hemd und Höschen in das Bassin für die größten Erwachsenen sprang und sofort mit dem Kopf bis auf den Grund drang. Ein ruhiger Griff Hein Kloocks in meine Nasiräerlocken brachte mich wieder zum Vorschein. Seitdem hat sich eine Art Kindschaftsgefühl gegen den alten Mann in mir erhalten; ich nehm' ihm jede Geschichte ab, und wenn ich ihn besonders erfreuen will, reize ich ihn durch fabelhaft unwissende Fragen zu einer belehrenden Erzählung aus seinen Seemannszeiten. Er hat, nach einem ziemlich verbürgten Gerücht, nur ein paar Fahrten nach Westindien gemacht; aber er lügt bis zu den höchsten Breitegraden, und ein Überfall durch chinesische Seeräuber im Gelben Meer kostet ihm nicht die geringste Anstrengung. Überhaupt erzählt er jedes gewünschte Abenteuer und mißt dabei, während er den Zuhörer schärfstens studiert, im stillen ab, wie viel tote Seeräuber und wie viel Fuß Sturzwellen er ihm zumuten darf. Mir fügt er die höchsten Wellen und die meisten Toten zu; denn ich mache ihm zu Gefallen immer ein Gesicht wie Klingers Simplizissimus, da er vom Einsiedler das Lesen lernt. Hein Kloock ahnt natürlich nicht, daß mir das Interessanteste seine Geographie ist. Er hat es mir schon wiederholt versichert, es sei ein wahres Glück, daß „die Linie" übers Wasser gehe;

wenn sie übers Land ginge, würde die Hitze nicht auszuhalten sein.

Dieser Mann also vermietete uns ein gutes, nettes Boot, versprach uns gutes Wetter — was er immer tut — und wünschte uns eine glückliche Fahrt. Herr Steen bestieg unter großem Hallo das Boot.

„Herr Steen — vorsehn! Das Wasser hat keine Balken!" — „Herr Steen, es wackelt!" — „Herr Steen, werden Sie nicht beim Einsteigen schon seekrank" und dergleichen mehr schwirrte dem Ärmsten um den Kopf, der aber, zum Glück für die gute Stimmung, alles mit zynischer Gemütsruhe hinnahm und, als man sich müde geulkt hatte, trocken bemerkte, er müsse nur immer an unsere Eltern denken, für die unser Leben doch einen gewissen Sinn habe.

Der Hafen war diesmal wieder groß und schön. Wer den Hamburger Hafen in seinem Sonntagskleide sehen will, der muß ihn an einem sonnigen Arbeitstage sehen. Ich kenne kein überwältigenderes Bild der Arbeit als dieses. Hier scheinen sich alle Geräusche der Welt zu vereinigen zu einer sausenden, rollenden, surrenden, hämmernden, knirschenden, pfeifenden, klirrenden, heulenden, stöhnenden, donnernden Symphonie der Arbeit. Hier sind wir nicht mehr in einem kleinen Staate, hier sind wir in der Welt. Hier weht Luft aus allen Zonen, Klang und Duft aus allen Breiten. Die

Masten der Schiffe, dieser Zyklopenmauern, weisen in blaue Höhen, ihr gierig-scharfer, durchschneidender Bug in blaue Weiten. Hier braust dir in einem Augenblick durch alle Adern wie Wein das ganze Kraftgefühl der Menschheit. Und das Heulen der Schiffssirenen gibt dir Antwort auf deinen Stolz: es ist ein wild auffahrender, wahnsinniger Wutschrei der unterjochten Naturkraft. Aber die ungeheuren Raubvogelschnäbel der Kräne holen unermüdlich neue Schätze aus den strotzenden Bäuchen der Schiffe hervor und streuen sie hinaus ins Land, unermüdlich, unermüdlich. Und droben auf dem Schiff, dessen steile Wand nun unmittelbar, zum Greifen nahe fast, neben uns emporsteigt, jäh, still, drohend, lauernd, als wollte sie im nächsten Augenblick sich neigen und uns zermalmen — droben an der Reeling tanzt ein steinkohlengeschwärzter Arbeiter mit humorvollen Sprüngen zu einer Musik, die von einem Vergnügungsfahrzeug her lustig über die Wellen hüpft. Und auf dem Heck eines Chinafahrers sitzt eine deutsche Mutter und läßt ihr rundes Bübchen auf dem Arme tanzen zu eben jener Musik. „Musiiik! Musiiik!“ hallt es von allen Quais und Schiffen und aus allen Speichern, als die heitere Weise verstummt ist.

Sie wollen Musik. Und über allem ist Sonne.

Wenn ich so durch diesen Hafen fahre, dann sehe ich ihn: den großen Triumphtag der Arbeit,

da alles, was arbeitet, frei wird von gemeiner Sorge und frei wird zu reinerer Lust. So wird er aussehen, wie dieses große Bild voll Leben, Tat und Sonne. Ich weiß, ich weiß: dies ist nur ein Bild, und der Tag ist noch nicht da. Aber zuweilen sah ich ihn schimmern um die Masten dieser Schiffe und um die Dächer dieser Stadt.

Und dann stromab an den stillen, heimlich umbuschten Ufern von Neumühlen und Övelgönne, Othmarschen und Nienstedten vorüber, bis zu dem sauber blinkenden, weiß und grünen Finkenwärder. Immer größer, immer breiter, immer ruhiger der Strom, wie ein großes Leben, das von Stunde zu Stunde die Welt mit größerem Blick umfaßt und nun immer klarer, segensreicher, mächtiger und stiller wird.

Er fließt nach Westen, dieser Strom, und so ergießt er an jedem schönen Abend seine breite Flut in das purpurne Meer der Sonne. Sein Drängen und Treiben endet im Lichte. Das ist mir von Kindheit auf ein gewohntes, heiliges Bild.

Drüben, im allerfernsten Hause, das der Blick noch erreichen kann, blinken die Fensterscheiben von lauter Sonne. Das, ihr Brüder vom Gebirge, ist uns Kindern der Ebene Seligkeit: auf zwei Meilen weit dem Nachbar im stillen Herzen eine gute Nacht zu wünschen, wenn aus seinem Fenster die Abendsonne uns zunickt. Das ist uns Seligkeit: stun-

denlang wandern und fahren und fahren und wandern können und immer das Auge Raum trinken lassen, so viel es mag, ohne zu fürchten, er könnte alle werden. Was noch hinter diesem lachenden Horizont an duftigklaren Weiten liegt, das trinkt ein Auge nicht aus. Ich liebe euer Gebirge von ganzem Herzen; aber jeden Morgen, wenn ich zum Fenster hinaus sehe, ja bei allem Tagewerk gegen hohe Wände zu blicken, das hielt' ich nicht aus. Das Herz, das mir in den Augen brennt und drängt, es würde ganz auf eigene Hand sterben vor Sehnsucht.

Jetzt durch die einsamen Grachten zwischen den Elbinseln hindurch, wo die Ruder an beiden Seiten ins Gras schlagen, in das hohe Gras, das den Rindern bis zum Bauche reicht, wo leise der Wind die Halme streichelt, wie eine Mutter die Stirn ihres schlafenden Kindes, wo kaum ein Laut vernehmbar ist, als ab und zu das dumpfe, sattbehagliche Brummen einer Kuh. Natürlich kehrten wir bei „Mutter Thiessen" ein.

Mutter Thiessen darf eigentlich keinen Schnaps verkaufen; aber sie tut es. Und er schmeckt auch, wenigstens ihr selbst; aber sie geht nie über das Maß hinaus, das ein kräftiger Mann vertragen kann. Sie ist Wirtin und Hausknecht und noch mit jedem Gaste fertig geworden; ihr Mann ist ihr Kellner. Jedesmal, wenn man ihn sieht, möchte man ihm ein Trinkgeld zustecken. Seine

Frau ist immer hinter ihm her: „Clas mak doch to! Wat steihst du hier un snacks! Bedeen din' Gäst!" und er: „Jowoll, min Engel! Jowoll, min söte Deern!" Wenn sie ihn nicht hört, versichert er dann jedem Gaste einzeln, dies verdammte Weibsstück könne ein Pferd totärgern.

„Sie müssen mal energisch auftreten!" meinte Herr Martens.

„Djä! denn ward se noch energischer! Dat hevv ick jo allens versocht!" versichert Herr Thiessen mit überlegener Resignation.

„Clas!!!" scholl es schmetternd von der Küche her.

„Jo jo, min Engel!! — Meenen Se, mine Herrschaften, dat Froensminsch kann een'n ok man'n Ogenblick in Ruh lot'n? Und dorbi: slech is se nich; se 's bloß 'n Satan."

„Clas!!!"

„Jo, min Deern!"

„Herr Thiessen!" rief jetzt Martens, „sagen Sie bitte Ihrer Frau, sie möchte die Spiegeleier nicht wieder so fürchterlich fett machen wie neulich!"

Herr Thiessen kam langsam zurück mit einem ratlosen Gesicht und legte Martens die Hand auf die Schulter.

„Ach Herr," kam es unendlich verlegen heraus, „möchten Sie mir nich 'n großen Gefallen tun?"

„Wenn ich's kann, natürlich gern!"

„Möchten Sie nich reingehn un ihr das sagen?"

„Ich?“ — Martens wurde blaß. „Ja, wissen Sie — das ist so 'ne Sache — das ist doch eigentlich Ihre Sache — ich kann doch nicht — das sieht ja doch merkwürdig aus — nee, dann lassen Sie's nur — das ist mir viel zu umständlich — ich sitz hier nun gerade gemütlich —“

Die Eier wurden also fett; wir aßen wie Ruderknechte — ausgenommen die Damen natürlich — und hörten zu dem ausgesprochen niederdeutschen Menu die tremolierenden Lungenübungen Violettas und die wahnsinnigen Triller Lucias, durch die Güte eines italienischen Orgeldrehers nämlich, der sich dann überraschend schnell in die holsteinische Kost einlebte. Als wir die Rückfahrt antraten, bat er uns, ihn und seine Orgel mit nach Hamburg zu nehmen. Wir dachten an den Dreibund und willigten ein, unter der Bedingung, daß er nun auch der Orgel die wohlverdiente Ruhe gönne.

Als wir wieder auf dem eigentlichen Flusse waren, galt es, gegen den Strom des ablaufenden Wassers nach Hamburg zu kommen: für zwei Ruderer, die neun Personen und einen Leierkasten vorwärtsbringen sollten, keine leichte Arbeit. Ich saß am Steuer, und die vierte Mannsperson war zum Ablösen da.

Es war Abend geworden. Wasser und Luft schienen sich zu einem Element vereinigt zu haben, zu einer milchig grauen, alles erfüllenden Flut,

die sich um Hals und Wangen legte wie der weiche Arm eines Weibes. Es war jene verdächtige Milde um uns, die sich leicht in Tränen löst. Wir konnten noch einen hübschen Regen bekommen.

Die beiden Ruderer arbeiteten kräftig; aber es ging nur langsam, sehr langsam vorwärts.

„Wir kommen ja kaum von der Stelle!“ rief Martens.

„Gar nicht,“ erklärte Herr Steen, der gerade frei war, mit auffallender Entschiedenheit.

„Wieso ‚gar nicht?‘“

„Wir sitzen doch fest!“

„Wir sitzen fest?“

„Ja.“

„Wieso sitzen wir fest?“

„Wieso? Auf'm Sand. Haben Sie denn das nicht gemerkt? Wir sitzen ja schon 'ne Viertelstunde.“

„'ne Viertelst — — Ja, aber Menschenkind, warum sagen Sie denn das nicht eher?“ rief Martens etwas indigniert.

„Ich dachte, Sie wüßten das und blieben mit Absicht sitzen,“ entgegnete Steen mit der Miene eines frisch gewaschenen Engels.

Ich mußte laut herauslachen. „Jetzt uzt er uns!“ rief ich.

„Ja, wie kommen wir denn wieder los!“ rief Martens ärgerlich.

„O, das ist sehr einfach," meinte Steen, „Sie müssen nur nicht das Boot gegen den Strom flott machen wollen. Erlauben Sie?" fragte er höflich, nahm Martens das Ruder aus der Hand, tastete den Grund damit ab, stieß es dann in den Sand und schob allein das Boot mit dem ablaufenden Strome wieder ins freie Wasser.

„Bitte?!" Er gab das Ruder zurück.

Es war kein Zweifel, Herr Steen war der ganzen Gesellschaft etwas interessanter geworden. Die Damen betrachteten sich ihn wiederholt von der Seite.

Da geistert neben uns aus dem Nebel das Wrack der „Alexandria". Ein mächtiger Überseer, den ein anderer Dampfer mitten durchgerannt hat, bei solchem Wetter wie heute. Die beiden Hälften starren drohend aus der leise schwatzenden Flut herauf. Die furchtbaren Flügel der Schiffsschraube ragen gespenstisch in die Luft — sie haben Ruhe. Wir umfahren das Wrack. Wir sind wieder still geworden. Um diese Stätte weht Tod. Die dicksten Eisenstangen sind zerbrochen wie Glas, gebogen, aufgewickelt wie dünner Draht. Oben am Fockmast hängt eine Laterne und gibt ein kleines, einsames, trauriges Licht, zur Warnung für die Fahrenden. Einst war auf diesem Deck, in diesen Kajüten Leben, Bewegung, Lärm, Befehlen und Gehorchen. Alles verlassen. Wer weiß, ob nicht unten in einem ver-

borgenen, vom drängenden Wasser verschlossenen Raume noch von denen liegen, die nicht wieder an die Oberfläche kamen? Und ob sie nicht im nächsten Augenblick hervorhuschen, die Treppen heraufkommen wie die Katzen, hierhin, dorthin hasten, die Glut aufstochern unter dem Kessel, in die Masten schlüpfen, die Segel hissen und im Hui mit ihrem Schiff verschwunden sind —

Es ist verschwunden. Wir sind vorüber. Der Nebel ist stark.

Ein schöner, leiser, wiegender Zwiegesang klingt ganz nahe. Und nichts zu sehen — doch! — Ein Boot mit dunklen Segeln! Aber kein Mensch darin zu sehen. Vorbei. Der Nebel verschlang es.

So grüßt uns ein Gedicht. So huscht es vorbei. Es kommt darauf an, wieviel man davon erhascht. Ganz erwischt man's nie. Später, als ich allein war, sah ich nach, wieviel ich im Netz behalten.

Zwei plaudernde Gesellen
Im Kahn, im flügelschnellen.
Schon stieg aus sanften Wellen
Die Nacht, die milde Fei.

Was war's — was huscht von hinnen?
Ein Schiff mit schwarzen Linnen
— Kein Schiffer saß darinnen —
Glitt unserm Boot vorbei.

Vom Schiff her kam ein Singen
Auf weichen, dunklen Schwingen,
Ein längst vertrautes Klingen,
Wie fremd die Weise sei.

Verklingen und Entschwinden! — —
Wer sucht, um uns zu finden? —
Auf Wellen floß und Winden
Das Schweigen still herbei. —

Ein feiner Regen begann herabzurieseln. Die Damen hüllten sich fröstelnd in ihre Mäntel; es wurde unbehaglich und still.

Mit einem Male rief Steen: „Ein Dampfer!"

„Wo denn?" fragte Martens.

„Da dicht vor uns, sehen Sie denn nicht?"

Ein Licht ging aus dem Nebel auf, und ein großer schwarzer Bug stieg dicht vor uns aus dem Dunkel.

„Mensch, was machen Sie!" schrie Steen entsetzt; im nächsten Augenblick hatte er Martens die Ruder entrissen.

Martens war völlig kopflos geworden: er hatte vorwärts gerudert statt zurück. Die nächsten Sekunden entschieden über Leben und Tod. Noch ein paar Schläge und wir wären unter den Dampfer geraten.

Mit ein paar ruhigen, kräftigen Ruderschlägen brachte Steen unser Boot außer Gefahr; wir

schrammten so eben, so eben an unserem Verderben vorbei. Vom Dampfer herab prasselte eine volle Garbe von Seemannsflüchen auf uns nieder, die allerlei wohlmeinende Ratschläge enthielten.

Steen behielt die Ruder. Martens verlangte sie nicht zurück.

Wenn jetzt jemand gewagt hätte, etwas gegen den Herrn Steen zu sagen — was dem wohl passiert wäre!

Die Damen ließen ihn kaum noch aus den Augen. Gar nicht aus den Augen ließ ihn diejenige, welche — der Leser weiß schon. Ihr Blick schien um Verzeihung zu bitten.

Alles gehorchte jetzt seinen Anordnungen, und wir kamen dabei bald in den sicheren Hafen. An Land gekommen, fühlten wir in unserer Durchfrorenheit das Bedürfnis nach einem heißen Trunk.

„Herr Steen," sagte ich, „Sie haben uns das Leben gerettet; nun müssen Sie auch so großmütig sein, uns für unsere Dummheiten bei einem Grog die Köpfe zu waschen. Uns friert; wir wollen einen trinken."

„Mir ist sehr warm!" sagte er überrascht. „Aber wenn ich an die Geschichte zurückdenke, krieg ich freilich nachträglich das Gruseln."

„Sie sind ja eine komplette Wasserratte!" rief Martens.

„Ich denke nicht daran," entgegnete Steen. „Dies war meine dritte Kahnfahrt. Ich würde keinem raten, mir auf dem Wasser sein Leben anzuvertrauen. Aber mir geht etwas ab, was auf dem Wasser sehr hinderlich ist."

„Nun?" fragte Martens gespannt.

„Die Saloncourage," versetzte Steen.

Der Kartäuser

Sie hatten einen überaus glücklichen Brautstand geführt. Ein Jahr lang waren sie verlobt gewesen, und dann hatten sie geheiratet.

Von Haus war er ein unverbesserlicher Träumer und Grübler. Zwei recht ergiebige Stoffe hatte er gefunden für sein Nachsinnen: die Welt und sein Ich. Und zur Abwechslung und Erholung blätterte er in zwei unerschöpflichen Bilderbüchern, das waren seine Kindheit und die Weltgeschichte. Er war einer von denen, die nichts erlebt haben und dabei allein von ihren Erinnerungen leben könnten. Daß man vor zwanzig Jahren einmal auf einem Zimmerplatze gespielt und auf einem Balken geschaukelt hat, das ist es nicht; aber der Flimmer und Schimmer, der in jenem Augenblick die Welt erfüllte... dieses eigentümliche Weltbild, das dann niemals wiedergekehrt ist: das übt den wunderbaren Reiz.

Sowie er die Weltgeschichte in der Schule empfangen hatte, hatte er sie auch sofort mit den allerfeinsten Stimmungen übermalt, und —

er konnte sich nicht helfen — er sah den Kaiser Napoleon immer eine große Parade abhalten über glänzende Soldaten und glänzendere Offiziere, aber unter einem drohenden, blaugrauen Gewitterhimmel. Und die allerwissenschaftlichsten, gründlichsten und gediegensten Spezialwerke, die er später auch über den Korsen lesen mochte, änderten nichts daran.

Von all dem Träumen und Grübeln war sein Kopf allmählich nach vorn gesunken, und sein junger, erst einunddreißig Jahre alter Rücken hatte sich gekrümmt.

Die Liebe hatte ihn plötzlich aufgerichtet. Er warf den Kopf in den Nacken, blähte sich und bog die Beine mit flotter Geschmeidigkeit. Er sah an seinen stramm sitzenden Hosen hinunter: mit seinen Beinen konnt' er sich sehen lassen. Und keck umherblickend, wirbelte er ein dünnes blankes Stöckchen zwischen den braunbehandschuhten Fingern. In seinen höchsten Momenten hieb er durch die Luft, daß es nur so pfiff!

Wie liebenswürdig war er gegen sein Mädchen. Immer ging er auf Plaudereien ein. Freilich war das nicht schwer. Sie war ein liebliches, bewegliches Geschöpf, war gebildet und hatte vielmehr Verstand, als man zur Bildung braucht. Er scherzte und lachte mit ihr; er sang mit ihr zweistimmig, und wenn er Sonntags mit ihr ausflog nach Harburg oder Winterhude oder Blanke-

nese, dann tanzte er sogar mit ihr, ja er kletterte ihr zum Vergnügen in die Kirschbäume auf dem Altenlande; er kollerte die höchsten Abhänge hinunter, ganz wie ein vernünftiger Mensch.

Und wenn sie eng aneinandergeschmiegt im Dampfboot zurückfuhren, dann wurden ihre Stimmen leis und heimlich, und sie redeten stundenlang davon, wie sie nun bald alles miteinander teilen und wie sie eins im andern glücklich sein wollten.

Und nun erst die ersten Monate der Ehe! Hat man je so etwas von Glück gesehen! Sie wurden vor Freude kindisch, das heißt, sie sprachen in heißer Zärtlichkeit miteinander, wie die zweijährigen Kinder zu sprechen pflegen: stammelnd, plauschend, bis das Frauchen plötzlich, sich im Sofa aufrichtend, rief: „Mein Gott, was für alberne Menschen sind wir! jetzt wollen wir aber vernünftig sein!“ Und dann fragte sie so ernst und so eindringlich nach so ernsten Dingen, daß er ihr gar nicht so aus der Hand Belehrung erteilen konnte; er mußte wirklich erst nachdenken.

Sie war glücklich, daß sie ihn nun immer bei sich hatte und ihn immer fragen konnte, wenn sie etwa bedrängte. Er schwärmte nicht für diese Art der Unterhaltung. Dazu nimmt man doch eigentlich keine Frau!

Nach etwa vier Monaten schien seine Leidenschaft stiller zu werden; da vertraute sie ihm ihre

Hoffnung, ihre lang und bang umzweifelte, aber dann mit einemmal jubelnd und fest erfaßte Hoffnung, und nun gab es ja wieder ein neues Glück.

Als sie mit ihrem Söhnchen zu Bette lag, war er viel allein. Ach, das war doch auch ein köstliches Glück, einmal wieder so recht allein zu sein, ungestört von Fragen und Liebkosungen. In den weichen Sessel versinken — man hat ein Gefühl, als könnte man noch immer tiefer hineinsinken — und dann auf das leise, unaufhörliche, monotone Lied hören, das der Wind durch den Ofen bläst, bis der Ton schließlich gar nicht mehr von außen kommt, sondern im eigenen Innern klingt... immerfort... immerfort...

Wenn dann aus dem ruhig fließenden Strom unversehens ein dunkles, festeres Etwas auftauchte — so etwas wie ein Gedanke — dann plötzlich aufspringen und ihm auf den Leib rücken, ihn jagen von einer Ecke des Zimmers in die andere, bis er sich stellt und Farbe bekennt und sagt: Ihre Ahnung hat Sie nicht betrogen! ich bin der Gedanke Soundso; ich hatte noch nicht die Ehre —

Und dann ging der Jäger behaglich nickend und die Hände eifrig aneinanderreibend im Zimmer auf und ab.

Oder auch er sagte: Sie irren sich, verehrter Jubelgreis. Ich gratulierte mir schon einmal bei Ihrer fünfhunderttausendsten Auferstehung. Legen Sie sich gefälligst zum alten Eisen, Herr Gedanke.

Und der Gedanke ging zu anderen Leuten, die ihm sofort den besten Platz in ihren Büchern anwiesen. —

Die da draußen hatten Respekt vor dem Grübler. Wenn er einmal am Ausgeben war, verschwendete er das neu geprägte Geld in Doppelkronen. Sie liebten ihn aber nicht darum, wie ihn seine Frau darum geliebt hätte.

Wenn sie ihm lächelnd, im Drange, sich mitzuteilen, das Kind entgegenhielt, sagte er: „Na? Sieht ja prächtig aus!" machte „Kille, kille, kille!" und verschwand mit seinem Buch ins Nebenzimmer.

Halbe Stunden lang konnte er neben ihr gehen, ohne ein Wort zu sprechen. Die in ihm arbeitende Bewegung trieb ihn zu immer hastigeren Schritten an. Endlich hielt sie ihn mit einem leisen Druck auf den Arm zurück.

„O — Pardon! Ich geh' dir zu schnell. Du mußt mich erinnern, liebes Herz! — Wunderhübsch ist es hier, nicht wahr?"

Dann war es so ungefähr der reizloseste Teil der Landschaft; am schönsten war er längst vorbeigestürmt.

„Sieh mal diese Buche, nicht? Und die Kühe da — ich glaube übrigens, wir werden noch ein Gewitter bekommen. Du hast doch deinen Regenmantel mitgenommen? Aber ich bitt' dich — was schleppst du dich denn damit! Her damit!"

Und er nahm ihn ihr scherzend ab, zog sie an sich und küßte sie.

Etwas zu viel Liebe auf einmal, dachte sie.

Im Restaurant erwachte er von neuem. Er suchte ihr den besten Platz aus und bemühte sich um ihre Bequemlichkeit mit plötzlicher Galanterie.

„Also — was speisen wir denn? Such dir aus, mein Kind. Aber etwas vom Allerschönsten, sonst bekommst du's nicht. Halt — Austern magst du ja so gern —“

Sie wollte etwas von Verschwendung einwenden.

„Unsinn — du bekommst Austern. Selbstverständlich bekommst du Austern.“

Bevor das Bestellte kam, fesselte ihn plötzlich ein Zeitungsartikel. „Gott soll mich bewahren, dieser Unsinn!“ rief er.

„Was ist denn?“ fragte sie.

„O — nichts von Bedeutung. Interessiert dich doch nicht.“

Nur nicht gefragt werden — —

Nach dem Essen saßen sie noch eine ganze Weile beisammen.

„O sieh doch nur die Sonne!“ rief sie auf einmal mit fast kindlichem Entzücken.

„Hm!“ Er hob den Kopf und starrte mit irrem Lächeln den Himmel an, zehn Sekunden lang — — —

„Ach so, die Sonne! Ja — wunderbar!“

Beim Aufbruch war er wieder ganz zuvorkommende Geschäftigkeit.

Die Abende war er immer bei ihr im Zimmer, unter der großen Lampe, die unermüdlich die weichen, goldigen Wellen ihres friedlichen Lichtes unter dem breiten Schirm hervorströmte.

Im hellsten Schimmer saß sie, über eine Arbeit gebückt. Und so fein und hell waren die lichtblonden Löckchen, die ihr Gesicht umrahmten, daß er sich fragte: Ist das noch Haar oder ist es spielendes Licht? Gerade wie im ersten Frühling das durchsichtig grüne Laub der Bäume in der flimmernden Luft verschwimmt —

Aber daß es die Haare seiner Frau waren, daran dachte er in diesem Augenblick nicht. Er saß oder lag im Halbdunkel auf dem Sofa und sann und las und las und sann. Drüben fiel der Schein von den langen Reihen goldgepreßter Büchertitel zurück, und droben in den dämmrigen Winkeln der Stube, droben dehnte sich die Nebelwiese des Traumes. Er sann darüber nach, warum wohl immer der ganze siebenjährige Krieg für ihn das Kolorit eines Novembernachmittags gehabt habe. Welcher psychologische Zusammenhang —

„Du —"

„Ja?"

„Stör' ich dich?"

„Nein, bitte!"

„Was liest du da?"

„Turgenjew, Gedichte in Prosa."

„Kannst du mir nicht ein bißchen daraus vorlesen?" fragte sie schüchtern, ohne Hoffnung auf Gewährung.

Um Gottes — Vorlesen! Das konnte er nun gar nicht über sich gewinnen.

„Ja — weißt du — mein Kind — das liest du viel besser selbst — das läßt sich gar nicht so — willst du's haben? Hier, ich lese was andres."

„Nein, ich danke." —

Und wieder Schweigen — Schweigen — endlose Strecken — unabsehbare Heidestrecken unter einem bedeckten Himmel — nicht einmal ein ferner, dünner Lerchenton.

Spät — nach Stunden vielleicht — kam es wieder von ihren Lippen: „Stört es dich, wenn ich auf der Maschine nähe?"

„Nicht im geringsten, mein Kind! Aber was willst du denn so spät noch nähen? Wollen wir nicht zu Bett gehen?"

„Ich muß dies noch erst fertig haben." —

„Was ist dir? — — Fehlt dir was? Du sprichst so eigentümlich — Hab' ich dir was getan? Bist du mir böse?"

„Nichts, nichts!" Und sie nickte ihm mit einem gezwungenen Lächeln beruhigend zu: Laß gut sein. Reden wir nicht davon.

Das waren die stillen, traulichen Abende, in deren bloßer Erwartung sie schon so selig gewesen

war — so selig — die Tränen waren ihr in die Augen gekommen, wenn sie daran gedacht hatte, was für ein Glück ihr aufgehoben sei.

Nur ganz selten, bei einer besonders frohen Erregung, bei einer plötzlich hervorquellenden inneren Fülle begann er sich ihr mitzuteilen. Dann sprach er gern, und sie lauschte mit Entzücken. Aber sobald sie eine Bemerkung machte, eine Frage tat, schien der Fluß seiner Ideen zu stocken; er sprach langsam, widerwillig — und verstummte bald darauf.

Dem Söhnchen war ein Töchterlein gefolgt, und ein Kind auf dem Schoß, das andere zu ihren Füßen, saß sie die Nachmittage am Fenster, die Wange in die Hand gestützt.

Was war das nur mit ihm! Schätzte er sie zu gering, um sie an seinem Innenleben teilnehmen zu lassen? O nein, er achtete sie wohl! Wenn sie mit andern sprach, hatte sie wohl bemerkt, daß sie ihm gefiel. Ja, er hatte sich offenbar gefreut, daß sie mit guter Manier über ernste und heitere Dinge sprach. Geschämt hatte er sich ihrer nie, das wußte sie ganz bestimmt. Ob sie ihm freilich Anregung bieten, ob sie ihm nur folgen konnte? Wenn er es nur versuchen wollte mit ihr. Im Grunde ihrer Seele fühlte sie sehr deutlich die ungenützte, drängende Kraft.

Liebte er sie denn? Daran war kein Zweifel. Er war so selbstlos in seinen Ansprüchen — und

ihr drängte er alles auf, was er ihr Gutes bieten konnte. Als das Kind und als sie selbst krank gewesen war, mit welcher Energie hatte er seine Aufgabe angegriffen, wie aufopfernd hatte er gesorgt und gewacht! Mit welcher leidenschaftlichen Glut liebkoste er sie, wenn er sie nachts in seine Arme zog — —

Ein heißer, seliger Schauer überkam sie — und dann eine tiefe Beschämung. War sie nicht grenzenlos undankbar gegen das Schicksal und gegen ihn? Hatte sie denn ein Recht, noch mehr von ihm zu fordern? Durfte sie ihm hinderlich, lästig werden? Konnte sie für das Glück, einen bedeutenden Mann zu besitzen, denn nicht ein bißchen Entsagung auf sich nehmen?

Nur nicht — um Gottes und aller Heiligen willen — ihm nur kein Hemmnis werden — — Und so schwieg sie.

Aber war sie wirklich glücklich? So recht im Grunde glücklich? Nein, ach nein! Die Arbeit im Haushalt häufte sich mehr und mehr. Sie fühlte mit Entsetzen, daß sie versimpelte. „Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit meine Seele nach dir!“ Das war ihr einmal ganz unvermittelt eingefallen. „Wie der Hirsch schreit“ — ja schreit, schreit — —

Eines Abend kamen sie aus dem Theater, beide lebhaft beschäftigt mit dem, was sie gesehen. Vom Unerträglichen das Unerträglichste war ihm, über

eben empfangene Kunsteindrücke zu reden. Am Ende gar, wenn seine Frau nicht dagewesen war, ihr ein Stück analysieren sollen — grauenvoll — über alle Begriffe grauenvoll!

„Was hältst du von der Idee des Stückes?“ begann sie plötzlich.

„Wieso?“ fragte er ins Blaue hin.

„Nun, die Sache läuft doch darauf hinaus, daß aller sogenannter Fortschritt die Menschen — nicht glücklicher mache: Wenn — wie sage ich gleich — wenn das Maß der Befriedigung steigt, steigt auch das Maß der Bedürfnisse.“

„Hm! — Ganz richtig. Und was weiter?“

„Ja — ich weiß mich nicht recht auszudrücken — du mußt mich entschuldigen, wenn ich verworren rede — gewiß fühlt ja der höher und feiner entwickelte Mensch nicht nur mehr Freuden, sondern auch mehr Schmerzen als der ungebildete: das weiß ich sehr wohl. Aber das ist doch eben sein Glück. Es ist ein — ein Glück der Größe, wenn ich so sagen darf. Wenn man bedenkt, wie groß die Welt ist“ — sie blickte flüchtig zum hellgestirnten Himmel hinauf — „und wie klein wir Menschen, dann gibt es doch kein stolzeres und tröstlicheres Glück als wachsen. Ist es nicht so?“ Sie fragte eifrig, dringlich und zugleich schüchtern, ja ängstlich.

„Ja was verstehst du unter Wachsen? Weißt du, das sind so Fragen, die lassen sich nicht im Spazierengehen lösen. Und vollends bei diesem

wundervollen Wetter kann man was Besseres tun," versuchte er zu scherzen.

Sie zuckte leise zusammen. Er speiste sie ab, mit einer vagen Redensart speiste er sie ab. „Was verstehst du unter Wachsen?" Sie schwieg, beleidigt, mehr als das: gekränkt. War das nicht schon Geringschätzung?

Als sie zu Bett gegangen waren, wollte er den Arm um sie legen und sie küssen.

Die Arme gegen seine Brust stemmend, wehrte sie ihn ab.

„Nun —?"

„Bitte — laß mich!"

„Was ist dir denn —?"

„Du hast mich nur lieb, wenn — wenn —" Und dann schlug sie die Hände vors Gesicht, wühlte sich ins Kissen ein und weinte. Ein stilles, heißes Weinen in langen, kindlich klagenden Seufzern, ein langes, leises Lied von lauter versunkenen Hoffnungen.

„Aber wie kannst du nur — wie kannst du nur so etwas —!"

Er wollte sie beruhigen; aber offenbar hörte sie ihn gar nicht.

Da schlug sein Mitleid plötzlich in Trotz um. Hatte sie ihn nicht beleidigt? Konnte man ihn schwerer beleidigen? Er hörte sie noch eine zeitlang weinen; dann wurde sie still.

Er ahnte die Ursache ihres Kummers wohl.

War er nicht nur trotzig aus Schuldbewußtsein, aus Feigheit? Er hatte die zunehmende Spannung zwischen ihr und ihm wohl empfunden. Aber er zitterte vor einer Aussprache. Er mochte sich selbst nicht klar werden. Eine lange, peinigende Auseinandersetzung würde das werden. Und dabei würde an Fundamenten gerüttelt werden — an Fundamenten — —. Die Sache lag tief, tiefer, als es wohl schien. —

Ach was! Er wollte sich zusammennehmen. Von morgen ab. Er wollte wieder ganz liebenswürdig werden. Und mit diesem Vorsatz schlief er ein.

Als er am Morgen erwachte, war sein erster Gedanke: Wie hast du nur einschlafen können! Er erschrak, als er sie sah: sie hatte anscheinend die ganze Nacht kein Auge zugetan. Sie drängte ihn nicht zurück, als er sie zum Morgengruß küßte; still, ganz in sich zurückgezogen, ließ sie es geschehen, mit einem leisen wehmütigen Lächeln.

Es wird schon alles wieder wie sonst werden, dachte er.

Und es wurde wieder wie sonst. Er überraschte sie so oft wie möglich durch die zartesten Aufmerksamkeiten: Die Blumen liebte sie, und er brachte ihr die schönsten Exemplare, die er kaufen konnte, — sie schob ihm das Kissen unterm Kopf zurecht, wenn er auf dem Sofa lag, dämpfte das Licht der Lampe, stellte ihm die Zigarren, die Zündhölzer, den Aschbecher und seinen Tee so nahe

wie möglich hin, strich ihm sanft über das Haar und — ließ ihn träumen.

Aber bald klagte sie öfter und öfter über heftige Kopfschmerzen. Ihr Gesicht nahm eine krankhafte Blässe an; sie magerte ab und fühlte sich immer matter, immer kraftloser. Da beschloß er, für den Sommer mit ihr nach Blankenese zu ziehen. Sie sollte einmal heraus aus den Haussorgen und sich gründlich erholen. Der Arzt hatte dringend zugeraten. Sie scheine zur Melancholie zu neigen, meinte er.

An den hellen, brennenden Junitagen lagen oder saßen sie nun am Strand und betrachteten das ewig wechselnde Bild, das der Fluß ihnen bot. Meistens lag er langausgestreckt im Sande, und sie saß ihm zu Häupten. Er starrte empor zur Himmelsdecke, die zum Glück keine Decke ist: man fühlt sehr deutlich, wie der Blick in immer tiefere Tiefen, in immer dunklere, unergründlichere Bläue versinkt. Mit einer leichten Wendung des Kopfes hatte er das Wasser vor sich. Und der zehrenden, aussaugenden Gewalt des Wassers gab er sich hin in wollüstiger Passivität: alles nimmt einem das Wasser fort; eine Angst befällt den Menschen, er möchte sich nicht mehr nach Hause bringen. Und doch lockt und reizt uns wiederum die ruhig große Gewalt zu höchster Erregung, daß wir ihr zur Antwort die ganze Seele verschwenden möchten in vollem, weichem, strömendem Gesang.

Unvermittelt, nach langem Schweigen, kam eines Tages wieder die Lust zu sprechen über ihn.

„Sieh einmal längere Zeit dies schwarze Schiff mit den dunklen Segeln an, und du siehst, wenn es vorüberfährt, ein blendend weißes Schiff hinterhergleiten. Gespenster am hellen Nachmittag.

Und die Ewer da drüben in den Grachten — zwischen den grünen Inseln! Man sieht die Gräben nicht, in denen sie fahren und nun scheinen sie glatt und gemächlich, ruhig, ohne Anstoß über das Gras zu rutschen. Segel gleiten über die Wiese — geisterhaft — geisterhaft ist mir hier alles.

Überhaupt diese Segler! Wenn so ein Dreimaster über den Horizont steigt, groß und schweigend, und näher kommt ohne Fuß und Flügel, von Wind und Wasser unsichtbar geführt, dann muß ich mir immer vorstellen, der Kölner Dom setze sich plötzlich in Bewegung und gleite ruhig, sicher, unaufhaltsam auf mich zu, mir seine Türme hoheitsvoll entgegentragend. Ein bedrückendes, überwältigendes Gefühl.

Wie dieses Wasser, so denke ich mir die Freudenweise des Himmels. Auf ihr ruhig dahinschweben mit einem stillen Streben in die Weite — schweigend in Gedanken selig sein — und aus dem spiegelnden Plan den stummen Widerschein der eigenen Seligkeit trinken.

Schweigen vor allem! Schweigen ist das Beste.

Die Welt ist köstlich, wenn man sie schweigend hinnimmt." —

Bei den letzten Worten klang von fern der Schmerz durch seine Stimme. Mit einem Ruck richtete er sich auf — ihr beharrliches Schweigen fiel ihm auf.

„Was ist dir? "fragte er sanft.

Sowie er das gesagt hatte, rollten ihr zwei große Tränen über die Wangen.

„Warum weinst du?" fragte er noch milder als zuvor.

„Du hast — so lange nicht — so zu mir gesprochen." Langsam und wie abwesend sagte sie das. Sie blickte an ihm vorbei in die Ferne. Ihr freundlich schönes Gesicht war fast bis zur Häßlichkeit verzerrt vor horchender Spannung. Die grauen Wangen, die seltsam vergrößerten Züge, so sieht ungeschminkte menschliche Not aus, sagte er sich. Nur in den Augen stand ein seliges Leuchten. Sie glich einer Verzückten, in deren Gesicht die hungernde und frierende Sehnsucht erstarrt vor dem plötzlich hereinbrechenden Glanz der Erfüllung.

Mit einemmal stand es ihm klar vor Augen, was sie in diesen drei Jahren gelitten haben mußte, was sie entbehrt hatte, wie sie gedarbt hatte. Und ihr ganzes, großes Leid fiel ihm nun selber schwer aufs Herz. Er bedeckte ihre Hände mit hastigen Küssen; er küßte die Handschuhe, die auf ihrem

Schoße lagen, ihr Kleid — alles an ihr war ihm in diesem Augenblick heilig. Er preßte ihr Gesicht zwischen seinen Händen und küßte ihr die Tränen fort.

„Mein armes — mein süßes — mein armes — —“ stammelte er.

Dann, seiner inneren Bewegung folgend, sprang er auf, sie emporreißend und mit sich fortziehend, den einsamen Strand entlang.

„Aber — ich kann doch nicht mit — wenn du so stürmst!“ rief sie außer Atem, glückselig lächelnd.

Da stand er still und zog ihren Arm behutsam in den seinen und schritt langsam mit ihr dahin; aber plötzlich kam ihm eine Empfindung: er nahm sie mit jäher Zärtlichkeit auf seine Arme — der Strand war eben und schön und weich wie ein Teppich — aber er nahm sie auf die Arme und trug sie auf beiden Armen wie ein Kind, sie immer wieder küssend. „Mein armes, mein geliebtes Kind — —!“ Er fühlte einen Zwang, ihr zu huldigen, ihr und ihrem Schmerz.

Weiter stromabwärts ruhten sie wieder, da, wo vom hohen, scharfen Uferrand die Erlen nach dem Wasser hinunternicken.

„Du kannst mir glauben: ich habe schon früher darüber nachgedacht, warum mich so oft ein unüberwindlicher Abscheu vor dem Sprechen anwandelt. Du weißt, wie ich meine Eltern liebte — aber ich habe ihnen nie einen Blick in mein Inneres

gewährt. War es Trägheit, was mich zurückhielt? Vielleicht — wenigstens hasse ich auf den Tod die Wiederholungen. Was ich mir erflogen habe mit der Blitzesschnelle des Gedankens — das wiederzukäuen in breiten Worten: eh ich mein Brot mit Unterrichten oder vielleicht mit Vorlesen verdiente, stürbe ich gewiß. Oder war es eine Keuschheit der Seele, die sich scheute, das Intimste, das Heiligste bloßzustellen? Vielleicht. Vor Fremden — das fühlte ich wohl — hätte ich mich nicht geschämt; aber vor den geliebtesten Angehörigen, die uns in unsrer ganzen menschlichen Gewöhnlichkeit kennen, mögen wir unser Besonderes, Seltenes, Kostbares nicht hervorkehren; wir fürchten, daß man uns für geziert halte und uns verlache; wir mögen vielleicht auf der Bühne, aber nicht im Familienzimmer auf dem Kothurn erscheinen."

Ein leiser Wind hatte sich erhoben, und das ebbende Wasser floß in leichtem Gekräusel stromabwärts. Die Sonne schien hell, und Tausende von kleinen zitternden Flammen zogen reihenweise über die Flut, in immer neuen Scharen. Die Geister der Ertrunkenen, dachte er.

„Aber das alles ist es nicht allein," fuhr er fort. „Wir können ja doch nicht sagen, was wir denken. Wir sprechen nur, wenn wir schweigen; denn dann tun wir mit der Sprache, was wir wollen. Aber wenn wir den Mund auftun, dann

schwatzen wir. Unsre besten Gedanken und Gefühle sind Nachtwandler; sie ergehen sich behend und sicher auf den höchsten Dachfirsten; aber sobald wir sie beim Namen rufen, fallen sie ohne Gnade herunter und brechen das Genick. O du glaubst nicht, wie ich zuweilen die Sprache hasse — und die Sprecher — die immer fixen Disputanten zum Beispiel —"

„Aber mir zuliebe gibst du dir ein ganz, ganz klein wenig Mühe, nicht wahr?" sprach sie leise, seine Hand streichelnd.

„Gewiß, gewiß!" rief er eifrig. „Es ist vielleicht auch Egoismus von mir — eine Art geistiger Genußsucht — du sollst nicht wieder über mich zu klagen haben."

„Habe ich denn geklagt?"

„Nein, das ist es ja eben, du Gute, du —" und wieder umarmte er sie in heftiger Bewegung. — —

Eine Woche war verstrichen, und sie saßen vor offenen Fenstern beim Abendbrot. Während des Essens hatte er nicht gesprochen, und auch jetzt noch lehnte er schweigend im Sessel.

„Wollen wir nicht noch einen Spaziergang durchs Dorf machen?" fragte sie leise.

Er hörte nicht. Er dachte an die Birke, die vor dem Hause seiner Eltern gestanden hatte. Wie manchen Abend hatte er als Knabe vor der Tür

gesessen und sie betrachtet, wenn die ersten Sterne schwach durch ihre Zweige flimmerten.

„Sie schmückt ihr langes Seidenhaar mit Sternen" — das hatte ihm eines Abends plötzlich in die Ohren geklungen. Er glaubte, es müsse eine Zeile aus einem Gedicht sein; aber er entsann sich nicht, sie je gelesen zu haben. Merkwürdig: diese Zeile hatte er nie vergessen.

„Du — wir wollten ja noch ein bißchen gehen —!"

„Jawohl, jawohl!" Er sprang erschrocken auf, griff hastig nach seinem Hut, legte den Arm um ihre Hüfte und zog sie schnell hinaus.

* * *

Im Frühling des nächsten Jahres mußte er sie einer Anstalt für Nervenleidende übergeben. Sie war „tiefsinnig" geworden. Alle Welt war erstaunt. Er? — das hätte man wohl für möglich gehalten — aber sie?

Ein Ausflug mit allerlei Kleinzeug

Ein Mann, der gestern mittag in mein Haus getreten wäre, würde vielleicht den Eindruck einer schauerlichen Familientragödie empfangen haben; er würde geglaubt haben, der Erstickung und Zerfleischung eines Vaters durch seine Kinder beizuwohnen. Es handelte sich indessen nur um den etwas lebhaften Ausdruck der Freude, die diese Kinder darüber empfanden, daß der halberstickte Vater ihnen einen Ausflug nach Blankenese versprochen hatte. Es war nämlich ein halber Festtag: Erasmus war der Mannheit um einen gewaltigen Schritt nähergerückt; er war von Untertertia nach Obertertia versetzt worden. Er hatte sich schon am Morgen von seiner Mutter Geld geben lassen, damit er sich unmittelbar nach Schluß der Schule eine Obertertianer-Mütze kaufen könne. Meine Frau sah ein, daß man einem Obertertianer nicht zumuten könne, mit einer Untertertianer-Mütze nach Hause zu gehen. Er ist ein höflicher Bursche; aber in diesen Tagen geht er zeitweilig auch im Hause bedeckten Hauptes einher. Auch gibt sein Organ schon hin und wieder versehentlich tiefe Töne von

sich, und auf der linken Hälfte der Oberlippe treten bei günstiger Beleuchtung zwei Härchen hervor, ein kürzeres und ein schon ziemlich langes. O pudelnärrische, gottselige Zeit, da die Vernunft noch zwischen Sopran und Baß hin- und herzappelt und die Seele sich im Körper hin- und wiederwälzt wie ein junger Neufundländer! Als ich die vier Blutegel der Dankbarkeit endlich von mir abgeschüttelt hatte, kam auch er, der sich männlich zurückgehalten hatte, schüttelte mir die Hand wie einem alten Freunde (der ich auch bin) und gab mir einen Kuß. Gottlob, er hält es noch nicht für kindisch, seine Eltern zu küssen! Nur vor kurzem einmal, als er von einer Tertianerkonferenz heimgekommen war, küßte er meine Frau und mich zur guten Nacht in auffallend oberflächlicher Weise; seine Lippen streiften die unsern nur wie ein Hauch — effleurer nennt es der Franzose — und dann war er verschwunden. Und meine Frau und ich waren übereinstimmend der Meinung, unter unseren Nasen so etwas wie den Duft einer Zigarette gespürt zu haben.

So unverkennbar nun der Tabak etwas spezifisch Männliches hat, so unzweifelhaft geschehen doch hin und wieder Dinge, die an der Mannbarkeit des bald Fünfzehnjährigen irremachen. So zum Beispiel als ein Lehrer seines Gymnasiums gestorben war und die größeren Schüler der Anstalt mit umflorten Mützen an der Beerdigung teilzu-

nehmen hatten. Es soll nicht behauptet werden, daß ihm die umflorte Mütze so viel wert war wie der gestorbene Lehrer, beileibe nicht; aber das steht außer allem Zweifel, daß das Gefühl, mit solch einem interessanten Attribut durch die Straßen gehen zu dürfen, die Trauer ganz außerordentlich milderte, ja, sie in unbewachten Augenblicken vielleicht in ein sanftes Vergnügen umwandelte. „Trauer wird durch Trauer zum Genuß," sagt Goethe, wenn er damit auch etwas Anderes meint. In einem gewissen Alter kann ein neues schwarzes Kleidchen den Verlust einer Mutter vergessen machen.

Die vier Vatermörder aus Freude haben sich endlich einigermaßen beruhigt und zeigen, obwohl Kinder e i n e s Hauses, ihre Lust auf die verschiedenste Weise. Gertrud, die Älteste und nach ihrer Meinung Vernünftigste, kann vor Wonnebeben ihre Schuhe nicht zuknöpfen und vergießt im Vorübergehen ein halbes Dutzend Tränen, weil um 2 Uhr ihre Handschuhe noch nicht schließen wollen, da doch um 3 Uhr schon aufgebrochen werden soll!

Irene, die scheinbar so Ruhige, scheinbar so Phlegmatische, die gelegentlich Krallen des Temperaments hervorstreckt, hat sich in einen Schaukelstuhl ergossen und schnurrt und spinnt auf dem Untergrunde des Himmels behagliche Träume vom Kommenden. Sie geht ihre stillen Wege für sich; darum, als sie noch kleiner war und meine Frau

den Kindern vorgesungen hatte „Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n", fragte sie unmittelbar nach dem letzten Tone: „Mut — ter, kann man auch zweimal die Ma — sern kriegen?" Dafür denkt sie ein anderes Mal, wenn die andern von Masern reden, an das Land, wo die Zitronen blüh'n. Meine Frau behauptet boshaft, das habe sie von mir.

Hertha, die Handfeste, kehrt in Zwischenräumen von 5 Minuten immer wieder zu mir zurück, um mir in zärtlichster Dankbarkeit den Brustkorb zusammenzudrücken; Erasmus hat sich den Tell geholt und schwört als Vierunddreißigster auf dem Rütli mit — wehe dem Landenberger, wenn er's mit Obertertianern zu tun hätte! — Appelschnut aber, obwohl sie bald das gesetzte Alter von 6 Jahren erreicht haben wird, hat für ihre Lust noch nicht die hinreichende körperliche Auslösung gefunden; sie liegt noch auf dem Teppich, stößt alle vier Gliedmaßen abwechselnd oder gleichzeitig in die Luft und ruft: „Gott, ich freu' mich zu doll! Ich freu' mich zu doll!" und als meine Frau eintritt, ruft sie: „Mutter, Vater is doch zu süß, daß er mit uns ausgehen will, nich?"

„Ja, das glaub' ich", sagt meine Frau, „solchen Vater möcht' ich auch haben."

Das geht Appelschnut ans Herz; sie läßt alle vier Gliedmaßen fallen, starrt nachdenklich die Zimmerdecke an und sagt dann beschwichtigenden Tones:

„Na, du hast ihn ja als Mann, das is auch ganz nett.“

Wie sie denn überhaupt von unserer Ehe eine schmeichelhafte Vorstellung haben muß, was daraus hervorgeht, daß sie die ihrige genau nach demselben Schema einzurichten gedenkt.

„Nächstes Jahr bin ich doch groß, nich? Un wenn ich denn groß bin, denn geh ich los und nehm' mir 'n Mann. Und das muß auch 'n Dichter sein, un denn muß er auch immer solchen Spaß machen wie Vater. Das mag ich zu gern leiden, wenn Vater un Mutter sich so aus Spaß zanken.“

Als sie das gesagt hatte, blickte sie eine Weile tiefsinnig vor sich hin und sprach dann mit tiefem Ernste: „Natürlich muß es nich übertrieben werden.“

Ich werfe einen Blick zum Fenster hinaus und sage: „Wenn's nur keinen Regen gibt!“

Einen Augenblick starres Schweigen — und dann ein Sturm der Entrüstung.

„Aber Vaaater!! Heute gibt es doch keinen Regen?? Die Sonne scheint ja!!“

„Ja, aber sie scheint verdächtig. Sieh mal da die Wolken.“

„Och, die paar!“ ruft Hertha. „Die gehen gleich wieder weg.“ In der Wetterkunde forsch wie in allem.

„Va—ter, wie kannst du bloß so was sa—gen!“ schnurrt Irene.

Ja, wie konnt' ich nur. Ich begreife meinen Frevelmut selber nicht. Alles kann ja verregnen: Hochzeiten, Säkularfeste, Jahrtausendfeiern, Entscheidungsschlachten können verregnen, Muspell, der Weltbrand kann verregnen; aber der heutige Ausflug? O nein, so grausam ist kein Gott, und wenn's ein alter phönizischer wäre.

Man muß bedenken: es handelt sich ja nicht nur um den Ausflug! Da stehen noch andere Dinge auf dem Spiel. Eine Obertertianermütze, mit der man nicht heute paradieren kann, hat ihren Beruf verfehlt; ein neuer Sonnenschirm, den man nicht heute spazieren führen kann, hat seinen Duft, seinen Schmelz verloren. Bei Appelschnut fallen nun gar zwei Gründe ins Gewicht: erstens ihr „schärpenes Kleid“ (das ist ein Kleid mit einer Schärpe) und zweitens Männe, der Dackel, der zum erstenmal mit ihr spazieren soll. Also ist jeder Regen ausgeschlossen.

Inzwischen ist, zu Gertruds tiefster Beruhigung, auch die Mutter mit ihrer Toilette fertig geworden.

„Mutter ist doch wirklich eine schöne Frau!“ ruft Hertha mit einer vehementen Umarmung, durch die sie der Bewunderten sämtliche Spitzen, Rüschen, Falbeln und sonstigen Ornamente zerdrückt.

Erasmus aber spricht mit verweisendem Tone: „Das bedarf doch gar nicht erst der Erwähnung.“

Gegen zwei Damen des Hauses ist er ritterlich, gegen seine Mutter und gegen seine jüngste Schwester. Mit den andern läßt er sich zuweilen zu Rempeleien herbei, die man geradezu untertertianerhaft nennen muß; aber seiner Mutter gegenüber ist er Kavalier; wenn ich nicht dabei bin, zahlt er sogar für sie aus ihrem Portemonnaie — und von Appelschnut läßt er sich alles gefallen. Eines Tages sah ich, wie sie mit beiden Beinen auf seinem Leibe kniete und ihm das Rohr einer enormen Gartengießkanne in den Mund steckte.

„Was macht ihr denn da?“ fragte ich.

„Ach“, rief sie, „er hat'n hohlen Zahn, un nu gieß ich ihm Aswald hinein.“ Sie hat nämlich gesehen, daß die Ritzen des Straßenpflasters mit Asphalt ausgegossen werden.

Eine Bewegung des Aufbruches geht durch die Massen —.

Mittlerweile verbreitet sich ein magisches, seltsam gedämpftes Licht durchs Zimmer. Und es wird immer magischer und immer weniger Licht und immer mehr Dämpfung. Jetzt kann man es schon sozusagen dunkel nennen.

Na —?

Na — — — ? ? ?

„Tip — terip — terip" — da schlägt es gegen die Scheiben. Es regnet.

Es wagt zu regnen!

Es entblödet sich nicht!

Meine gesunden Kinder haben lauter blasse Gesichter.

Dann wird zunächst die Tatsache geleugnet.

„Es regnet überhaupt gar nicht! Das waren nur so'n paar Tropfen!"

Die Antwort kommt von draußen.

„Rrrrrrr!" geht es gegen die Scheiben wie auf einer Trommel.

Sie sind schon halb überzeugt, daß es regnet.

Grenzenlose Enttäuschung und Niedergeschlagenheit. So eine Falschheit.

„Vater, Vater!" schreit Appelschnut, „das Barmometer steigt!"

„Wer sagt, daß das ‚Barmometer' steigt?"

„Rasmus!"

„Ja, Vater," versichert mein junger Gelehrter, „gestern abend stand es hier und jetzt steht es da."

Wenn hier nicht jene Täuschung vorliegt, auf der ein großer Teil des menschlichen Denkens beruht, dann ist das Barometer in der Tat um ein Stück gestiegen, das man vielleicht als Zehntel eines Millimeters bezeichnen könnte.

Da nun die Tatsache, daß es regnet, ziemlich feststeht, verlegen sie sich auf eine andere Taktik.

„Mutter, wir können ja Regenschirme mitnehmen," meint Irene.

Wer da weiß, daß fünf Kinder nur mit größter Abneigung einen Regenschirm mitnehmen, und daß sie den im letzten Augenblick auch noch mit Vorliebe „vergessen", der wird die Größe dieses Zugeständnisses würdigen.

Aber die Mutter schüttelt den Kopf. „Kinder, wie kann man bei solchem Wetter gehen!"

Bleierne Stille.

„Mutter, wir ziehen auch Regenmäntel an," beteuert Gertrud.

Wer da weiß, daß Kinder bei 10 Grad Kälte, wenn sich im Laufe des Tages ein einziger Sonnenstrahl gezeigt hat, versichern, man schwitze sich tot, wenn man einen Mantel anziehe, der muß zugeben, das Regenmäntel das Äußerste an Konzession bedeuten.

Die Mutter blickt lächelnd ihre Älteste an und sagt nur „Gertrud!"

Ich werde ja schon schwach; aber die Frauen sind darin anders. Im allgemeinen sind sie ja weicher als wir, und besonders die meinige hat ein weicheres und besseres Herz als ich; aber bei Wolkenbrüchen und neuen Kleidern sind sie härter, auch meine.

Jetzt hat Hertha einen rettenden Gedanken. „Regen ist überhaupt gesund," erklärt sie, „da wird man ordentlich aufgefrischt."

Sie hat's nötig. Ihre Augen funkeln wie zwei Roßkastanien.

Aber auch der hygienische Gesichtspunkt versagt.

„Es klart schon auf," behauptet Erasmus.

Sie machen es mit allen Freuden, ja, mit dem Leben selbst wie mit den Früchten. Für Kinder gibt es eigentlich keine unreifen Früchte. Den grünsten Apfel kneifen und begucken sie so lange, bis sie ihn für reif halten, und dann beißen sie hinein. Wir hatten als Knaben sogar einen Übergangsbegriff gebildet; eine Pflaume, die sich durch angestrengtes Drücken bis zu einem gewissen Grade erweichen ließ, nannten wir „drückreif".

Der heutige Ausflug ist nun einmal „drückreif", und sie drücken emsig, das muß man ihnen lassen.

Und mit einemmal erhebt sich ein Aufruhr. „Es läßt nach!" — „Es hört auf!" — „Es regnet nicht mehr!" — „Es wird klar!" — „Es wird hell!" „Das schönste Wetter!"

Ich öffne die Tür zum Altan und trete hinaus. Der Regen macht in der Tat eine Atempause; es ist auch etwas heller geworden.

„O Vater, nun laß uns gehen!"

Als Schwächling, der ich bin, zucke ich die Achseln. „Fragt Mutter."

„O Mutter, man zuuu!"

„Kinder, es regnet ja gleich wieder. Seht nur die Wolken!"

„Ach Mutter, das sind keine Regenwolken."

„Vater, man zuuu!"

„Vater hat schon so'n bißchen gelacht; denn sagt er bald ja," erklärt Appelschnut.

Und in der Tat: in mir erwacht der Demagog, der um die Gunst der Masse buhlt.

„Meinetwegen," sag' ich, „wenn's Mutter recht ist."

„Mutter, wir nehmen uns ja so in acht!" Die Bande gibt die frivolsten Versprechungen.

„Ach was," sag' ich, „man los! Aber 20 Regenmäntel und 40 Schirme nehmt ihr mir mit."

„Ja, ja, hurra, ja, hurra, ja!" Sie sind schon draußen.

Ich kann's ja nämlich selber nicht erwarten.

„Du bist ein leichtsinniger Mensch!" sagt meine Frau, und sie weiß, daß sie mir damit etwas ganz, ganz Altes sagt. — — —

Als wir hinaustreten, scheint sogar die Sonne, und die Wege sind leidlich trocken. Gleichwohl nimmt Appelschnut energisch ihr Kleidchen auf, das ihr bis an die Knie reicht. Erstens, weil es die Mutter auch tut, und zweitens hat sie versprochen, sich „in acht zu nehmen".

Wir betreten den Bahnsteig.

„Pappi, weißt du w a s?" flüstert Appelschnut mir ins Ohr, „laß uns'n Buffet nehmen (sie meint ein Coupé), was noch ganz leer is, da kann man tüchtig Ulk machen!"

Für den Ulk ist sie nun einmal sehr.

Und dieselbe Leidenschaft hat sie für das Traurige, ist das nicht seltsam? Nein, es ist gar nicht seltsam; denn wer ein Kind ist, saugt das Leben durch alle Poren ein.

Im „Buffet“ muß sie natürlich am Fenster sitzen, sie und Hertha, damit sie schauen können. Es hat mich tief ergriffen, als ich einmal von einem Kinde hörte, das am Tode lag, das seltsamerweise sein Schicksal kannte und das die Worte sprach: „Wie schade, daß ich sterben muß! Na — ich habe ja alles gesehen.“

Sehen — sehen! Das ist die große Leidenschaft der Kinderseele.

Am Ziele der Fahrt gibt es einen neuen Hochgenuß. „Vater, bitte, laß mich selbs mein Bullet abgeben, bitte, Vater, man zu!“

Erinnert ihr euch noch aus eurer Kinderzeit, wie das Leben voller Freuden war? Man brauchte nur etwas, was sonst die Erwachsenen für einen taten, selbst zu tun — und die Erde war ein Sonnenland. Selber handeln, selber wirken — darin fühlt das Kind sich zum Menschen, zum Gotte wachsen. Was ist ein Streichholz, das Roswitha selbst entzünden darf! Eine neue Entdeckung des Feuers, eine Schöpfertat! In unserm neuen Hause, wo wir zum erstenmal elektrisches Licht hatten, durfte ich in den ersten Tagen keine Lampe an-

drehen; wenn ich Licht haben wollte, mußte ich erst meine Jüngste herbeirufen, und wenn ich dennoch in Gedanken einmal selbst den Schalter drehte, so rief sie vorwurfsvoll „Ach Vater!“ und ich mußte ihr erlauben, die Lampen aus- und abermals anzudrehen. Und dank ihren Augen war es dann auch wirklich heller im Zimmer.

Die Lichtrechnung in jenem Monat war merkwürdig hoch. Ich habe noch andere im Verdacht, daß sie drehten.

Ich händige also Roswithen ihre halbe Fahrkarte aus. Und seltsam: sofort wird ihr Schritt fester und weiter ausgreifend, er wird sozusagen männlich. Der Kontrolleur sieht sie verständnisinnig lächelnd an — er scheint zu Hause ähnliche Gewächse zu ziehen — und sagt: „Du bist'n fixe Deern.“ Das hat noch gefehlt. Mit überirdischen Augen gibt sie mir die Karte zurück.

Und nun beginnt die Wanderung! Es gibt bekanntlich in der Mathematik einen Lehrsatz, der lautet: Zwischen zwei Punkten ist der gerade Weg der kürzeste. In der Geometrie der Kinder gibt es dagegen einen Satz, der heißt: Zwischen zwei Punkten ist der gerade Weg der langweiligste. Kein Euklid oder Archimedes hat ihn gefunden, das erste Kind hat ihn entdeckt. Auf den Umwegen liegt der Reiz des Lebens. Über jenen — zum Glück ausgetrockneten — Bach führt zum Beispiel eine Brücke mit

einem Geländer. Einfach über diese Brücke gehen, wäre banal, reizlos, abgeschmackt. Aber den mäandrisch gekrümmten Weg um jede einzelne Stütze des Geländers gehen, von außen nach innen, von innen nach außen, von außen nach innen und so fort und um Gotteswillen keinen Balken überschlagen — das ist das Wahre; darin liegt die Würze des Lebens. Als sie den schlangenförmigen Weg zurückgelegt hat, soll „Männe" dasselbe machen. Aber Männe ist überhaupt mit Geistesgaben nicht übermäßig gesegnet; er sieht sie mit seinen melancholisch dummen Dackelaugen an, als wenn er sagen wollte: „Was wünschen Sie eigentlich?"

„Männe, du solls da immer so 'rum gehen!"

Männe sieht sie an und hat offenbar keine Ahnung.

„Männe, verstehst du mich denn gar nicht?"

Männe bedauert unendlich.

„Hund, du bis wirklich zu dumm!" ruft sie, „ich will ja lieber das schwerste Gedicht auswendig lernen als dem Hund was beibringen!" Aber lieben muß sie ihn doch; die Liebe prüft nicht, wägt nicht, sondert nicht — sie liebt.

Und nun hat Appelschnut was gefunden, und was hat sie gefunden! Eine dicke, fette, schwarze Wegschnecke, die zusammengekrümmt am Wege liegt!

„Vater, warum hat sie sich so zusammengekrümmt?"

„Nun, sie ruht wohl aus, oder sie fürchtet sich, daß du ihr was tust."

„Du süße kleine Schnecke, sei doch nicht so bange, ich tu dir ja nix. — Vater, wann krümmt sie sich nun wieder auseinander?"

„Dscha — das weiß ich nicht."

„Vater, wo is eigentlich ihr Mund? Un wo sind ihre Augen? Un was frißt sie eigentlich? Vater, laß sie mal fressen!"

Und einen größeren Gefallen kann sie mir nun nicht tun, als wenn sie mich so mit dürstenden Augen fragt und mir mit trinkender Seele zuhört. Es gibt kein schöneres Glück, als einem Dürstenden zu trinken geben.

Eine Blume hat Roswitha gefunden.

„Vater, wie heiß die eigentlich?"

„Campanula."

Sie bemüht sich, den Namen nachzusprechen; aber es will nicht ohne weiteres gelingen.

„Vater, ich kann es," ruft Hertha: „Campanula".

„Großartig."

Dann kommen wir an einer Brauerei vorüber, in der eine mächtige Dampfmaschine arbeitet.

„Vater, was is das eigentlich, was immer so hin- un herfunkelt?"

Ich beschließe, mir einen Spaß zu machen.

„Das ist der Zentrifugalregulator. — Was ist das?"

„Der Zentrifugal — nein — der Frentigal —"

„Vater, ich kann es!" ruft wieder die glimmeräugige Hertha.

„Na?"

Und mit umfassenden Vorsichtsmaßregeln spricht sie „Zen — tri — fu — galregulator".

„Fabelhaft," sage ich.

„Campanula und Zentrifugalregulator" repetiert Hertha mit triumphierendem Blick.

Und ich verfehle nicht, nochmals meiner Anerkennung Ausdruck zu geben. Sie hat das erhebende Gefühl der um ein wesentliches angeschwollenen Bildung.

Die Sonne scheint jetzt sogar stechend, und durch den Sonnenschein kommt ein Käfer gerad auf uns zugeflogen und ist ganz von einem Strahlenglanz umgeben. Dieser Käfer ist Appelschnut.

„Mutter, ich hab Glück, ich hab Glück, Mutter, ich hab Glück!" ruft sie. Sie hat ein vierblättriges Kleeblatt gefunden. Und da könnten nun alle Völker der Erde versammelt sein: Eskimo und Feuerländer, Papua und Tscherokese, sie würden alle darin einig sein, daß Appelschnut Glück hat.

Plötzlich hat Roswitha eine großartige Idee.

„O Mutter, man zu, stiefmutter mal wieder 'n bischen, man zu, stiefmutter mal 'n bischen!"

Das Verbum „stiefmuttern“ wird der geneigte Leser ohne meine geneigte Unterstützung nicht verstehen. Es war einmal eine rechte, warme Märchenstimmung in der Wohnstube, da mußte meine Frau darstellen, wie sich so eine richtig bösartige, greuliche Märchenstiefmutter eigentlich benimmt. Sie mußte ihre Kinder schelten, schlagen, kratzen, beißen, an den Haaren zerren und in die Ecke schleudern, natürlich immer so, daß das Vergnügen gewahrt blieb. Es war eine ebenso lustige wie geräuschvolle Familientragödie, und meine Frau muß seitdem die Rolle wiederholen wie Sarah Bernhardt die Cameliendame. Auch heut' hat Roswitha Verlangen nach diesem Kunstgenuß.

„Ich mag das zu gern haben, wenn du stiefmutters,“ sagt sie; „du bis doch sons immer so freundlich un sanft mit uns, nich? un wenn du denn stiefmutters, das ist so'ne Abwechslung.“

Und in einem Park, der selbst ein Märchen ist und den der großherzige Besitzer — man soll solche Menschen nennen: Wriedt heißt der Mann — Tag für Tag seinen Mitmenschen geöffnet hält, in diesem Park also muß nun mein Weib zur Hyäne werden, obgleich ihr die Rolle gar nicht „liegt“. Aber ihren Opfern gefällt sie außerordentlich — mir übrigens auch; denn eine lachende Hyäne mit roten Wangen ist etwas Apartes — und erst als das Spiel bis zur Erschöpfung gespielt worden ist,

denken einzelne daran, daß sie ihre neuen Kleider in acht nehmen wollten.

Wie weit bei Spiel und lustigen Sprüngen die Schönheit der Landschaft zur Geltung kommt, ist schwer zu sagen. Ich habe viel darüber nachgedacht, wie weit Kinder im allgemeinen für den landschaftlichen Reiz der Natur empfänglich sind, bin aber noch zu keinem bestimmten Ergebnis gekommen. Doch neige ich zu der Ansicht, daß der Sinn für paysages intimes sich verhältnismäßig spät entwickelt, und daß bei Kinderausflügen das neue Gewand, der Inhalt der Frühstücksdose und der Flasche und ein Spiel mit Sprüngen und Purzelbäumen das Interesse stärker in Anspruch nehmen als träumende Teiche und sinnendes Gebüsch.

So habe ich denn auch ein weitgehendes Verständnis dafür, daß, als wir uns am Ziele der Wanderung um den sauber gedeckten Tisch versammeln, die laute Gesellschaft in ein tiefes und frommes Schweigen innerster Sammlung versinkt. Nur als Hertha, die Hastige, so heiß wie sie ist, vom kalten Wasser trinken will, ruft Appelschnut warnend und wie eine Mutter:

„Hertha, tu das lieber nich; sons kriegst du 'n Umschlag!“ Sie will damit sagen: du kriegst einen Schlag und fällst um. Dergleichen hat sie erzählen hören, und solch ein memento mori vergißt sie

niemals wieder. Sie pflegt denn auch mäßig und mit Vorsicht und Auswahl zu essen, und als ihr ein etwas holziger Spargel vorkommt, schiebt sie ihn zurück, weil er „so sehnig" sei. Darin denkt Erasmus nun anders; ein bißchen Holz macht ihm nichts aus. Er steht in jenem herrlichen Mannesalter, wo das Quantum bei weitem wichtiger ist als die Qualität, und wo man bedauert, daß man statt der nutzlosen Luft nicht ununterbrochen Klöße inhalieren kann.

Einen heiligen Eifer zum Essen und Naschen bewähren auch die weiblichen Glieder der Gesellschaft; immerhin erscheint er durch jene Anmut gebändigt, die diesem lieben Geschlechte innerstes Gesetz ist. Aber als Gertrud im Krankenhause an dem jetzt so beliebten Wurmfortsatz des Blinddarmes operiert worden war und als sie den ersten Besuch empfangen und einige Sätze sprechen durfte, und als ich mich über sie neigte und sprach: „Weil du so tapfer und vernünftig gewesen bist, sollst du eine Prämie haben — du darfst wünschen, was du willst — was möchtest du wohl haben?" — siehe, da hauchte sie mir ins Ohr die geflügelten Worte:

„So viel Fruchteis essen, wie ich will."

Ich finde das so lieb und so schön von den Kindern, daß sie auch aus ihrem Magen keine Mördergrube machen.

Als nun der Kaffee aufgetragen wird, da zeigt sich, daß die Vertilgungssucht des Erasmus denn

doch vor gewissen Rücksichten der Standesehre Halt macht. Meine Frau schiebt ihm ein paar Stücke Zucker zu und zwinkert mit den Augen.

„Gott, Mutter!“ stößt er errötend und schamhaft lächelnd hervor. Und ich muß sagen, ich finde es auch von meiner Frau etwas kindlich, daß sie glaubt, ein Obertertianer mit Stehkragen von 5 Zentimetern Höhe werde noch Zucker naschen wie ein Hosenmatz...

Da läuten ein paar sanfte Glöcklein der Campanula! Ich rufe Hertha herbei und frage sie: „Also, Hertha, was ist das?“

„Zentrifugalregulator!“ ruft sie mit Stolz.

Es gibt noch immer Pädagogen, die die Methode „Campanula-Zentrifugalregulator“ verteidigen und befolgen. Ich sage euch, sie taugt nichts.

An Erasmus fällt mir ein merkwürdig starrer Blick auf. Ich verfolge die Richtung dieses Blickes und gelange in gerader Linie auf den Zucker.

„Mutter, geht die Elbe da noch weiter hin?“ fragt Roswitha. Sie zeigt elbaufwärts.

„Ja, noch sehr weit,“ sagt meine Frau.

„Bis zum Riesengebirge!“ ruft Hertha. „Die Elbe kommt vom Riesengebirge, da entspringt sie,“ belehrt sie ihr Schwesterchen.

Roswitha reißt weit die Augen auf und sagt nichts. Wenn ein Mensch nach innen blickt, macht er besonders große Augen. Das Wort „Riesengebirge“ ist tief in ihre Seele gefallen. In ihrem

kleinen Köpfchen steigt ein Riesengebirge auf und eine springende Elbe.

Und nun streckt sich langsam und lässig eine Obertertianerhand aus, erfaßt, allem Anschein nach mechanisch, ein Stück Zucker und schiebt es gedankenvoll in einen Obertertianermund. Ich nenne absichtlich die Hand gedankenvoll, und auch das Gesicht scheint gedankenvoll; es scheint die Unterschiede zwischen Cirrus-, Stratus- und Kumuluswolken zu erwägen; aber die Zunge, darauf wett' ich, die Zunge ist bei der Sache und weiß, was sie tut.

Schließlich, warum soll ein Obertertianer keinen Zucker essen? Er muß nur das Dekorum wahren und es mit einer gewissen Geringschätzung tun.

Meine Frau und ich sehen uns an — im selben Augenblick sieht er uns an — und unsere Elternblicke schauen diskret in die Bäume hinauf.

Und dann brechen wir auf, um den Heimweg anzutreten, und als ich mich umsehe, ob man auch nichts habe liegen lassen, da ist nichts liegen geblieben, auch das zweite Stück Zucker nicht.

Und alles geht vortrefflich, wenn auch nur zehn Minuten lang. Dann nämlich bricht ein Regen los, für den eine ganz andere Bezeichnung erfunden werden müßte. Die Tropfen, nein, die Wasserballen prasseln mit solcher Wucht herab, daß sie wie Gummibälle wieder emporspringen. Es regnet

von oben, von unten, von vorn, von hinten, von rechts, von links, von links oben, von rechts hinten usw. usw. Ja, aus der Erde scheinen Ströme zu brechen; denn in einer Minute haben wir bei heilem Fußzeug 14 nasse Füße. Der Regenschirm ist bekanntlich ein Institut, das man das ganze Jahr mit sich herumschleppt, um zu erfahren, daß er im Einzelfalle so wenig Wert hat wie verfassungsmäßige Garantien. Und nirgends ein Unterschlupf — doch, da steht eine junge Kastanie, die immerhin schon so etwas wie eine Krone hat. Es ist nicht viel; aber es ist doch etwas. Meine Großmutter pflegte zu sagen: „Besser eine Laus im Kohl als gar kein Fleisch", worüber sich freilich streiten läßt. Wir verzichten denn auch bald auf diese Laus von einem Kastanienbaum und ziehen weiter wie die melancholischen Überreste einer geschlagenen Armee. In meinen Stiefeln steht das Wasser schon so hoch, daß es bei jedem Schritte gluckst und aufquietscht, und das macht mir eine Art von Vergnügen. Es ist doch eine Art Marschmusik. Endlich sind wir am Straßenbahngeleise. Hier warten wir.

Er läßt lange auf sich warten, der Straßenbahnwagen. Warum auch nicht. Und zuletzt kommt doch einer. Ich winke dem Führer mit fanatischen Bewegungen: Halten! Er winkt wieder: An der nächsten Straßenecke ist Haltestelle. Hoch das deutsche Pflichtgefühl! Also spornstreichs auf vierzehn

Füßen zur nächsten Straßenecke. Aber da standen schon viele, und als wir einsteigen wollten, klappt der Schaffner die Tür zu und brüllt: „Voll!" Der Wagen ist wirklich übervoll; aber der Mann brauchte sein „Voll" nicht so herzlos herauszubrüllen.

„Jetzt können wir auch zur Eisenbahn gehen; es ist alles eine Flüssigkeit," sage ich.

Da ertönt es plötzlich hinter mir mit einem Stimmchen, das zwischen Erstaunen und Enttäuschung hin- und herzittert:

Wollen wir denn schon nach Hause?"

„Ja, Appelschnut, hältst du es noch für zu trocken?"

Da brechen zu allem Überfluß auch noch aus Appelschnuts Augen die dicken Tropfen hervor, und schluchzend ruft sie:

„Ich möchte aber so gern noch das Riesengebirge sehen!!"

Und da brechen wir übrigen sechs in solch schallendes Gelächter aus, daß Appelschnut uns ganz erschrocken anblickt. Heil dir, Appelschnut; du hast wieder blauen Himmel gemacht, obwohl es unvermindert fortregnet und außerdem hagelt.

Die Kleinen haben geheime Vorräte von Unternehmungslust, von denen wir keine Ahnung besitzen. Einst waren mein Weib und ich mit dem kleinen Erasmus den ganzen Nachmittag umhergestreift und hatten zum Schluß noch den Bismarck-

stein bei Blankenese an seiner steilsten Stelle erstiegen. Wir kamen müd und matt zu Hause an, und als meine Frau den Kleinen entkleidete, weinte er laut.

„Wir haben ihn überanstrengt; das Kind ist übermüdet," sagte ich, und meine Frau fragte ihn: „Was fehlt dir denn, Junge?"

„Ich will noch mal auf'n Bismarckstein haufklettern," heulte er

Da waren wir beruhigt.

„Gott zürnt nicht ewig," heißt es in Schubarts „Ewigem Juden", und in der Tat, als wir ins Coupé stiegen, hörte es auf zu regnen. Aber als wir ausstiegen, zürnte er schon wieder, und es regnete brünstig. Nun geriet ich doch allmählich in den Zustand der stummen Verwünschungen und langatmigen inneren Flüche, und meine Frau — da Frauen nicht fluchen — tat innerlich etwas dem Entsprechendes. Die Ärmste! Sie ist vollständig erschöpft, und ich dulde alle Qualen des schlechten Gewissens. Hätte ich mich dem Drängen der Kinder gegenüber als Charakter bewährt, so säßen wir jetzt alle im Trocknen.

Es fragt sich nur, ob ein trockenes Leben von zweifellosem Reize sei. Als in den Schlafgemächern ein jubelndes Durcheinander von Stiefeln, Armen, Strümpfen, Beinen, Hosen, Röcken und Gelächter begann, und als Hertha heimlich der Jüngsten zuraunte: „Das war 'ne feine Tour, nicht?"

und Roswitha aus tiefstem Herzen antwortete: „Ja, das war die feinste Tour, die ich in meinem ganzen Leben gemacht habe!“ da dachte ich: „Sie sind die Weisen! Sie tragen ihr Wetter im Herzen mit sich, und dahinein fällt kein Regen.“

Und als ich meine Frau ansah, dachte sie schon dasselbe und lachte, obwohl ihr noch ein großer Regentropfen über die königliche Nase rann.

Ortrun und Ilsebill, Märchenkomödie. 2. Tausend. Geb. 3.50 M.
Tartüff der Patriot, Lustspiel. Geb. 3.— M.
Die Liebe höret nimmer auf, Tragikomödie. Geb. 3.— M.

Gedichte:

Gedichte. 4. Tausend. Geb. 3.50 M.
Stimmen des Mittags, neue Gedichte. 4. Tausend. Geb. 3.50 M.
Siebzig Gedichte. 25. Tausend. 1.— M.

Aufsätze, Abhandlungen und Verwandtes:

Blühender Lorbeer. 10. Tausend. Geb. 4.— M.
Laßt uns unsern Kindern leben! 10. Tausend. Geb. 3.50 M.
Nietzsche der falsche Prophet. 5. Tausend. Geb. 2.— M.

Kriegsliteratur:

Gewittersegen. 11. Tausend. Kart. 1.— M.

Im Verlag M. Glogau jun. in Hamburg:

Hamborger Schippergeschichten, nach Holger Drachmann. 8. Tausend. Geb. 1.50 M.

Jugendschriften:

Im Verlag Ullstein & Co., Berlin:

Gulliver in Liliput. 40. Tausend. Geb. 1.— M.

Im Verlag Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart:

Robinson Crusoe, neu erzählt. 10. Tausend. Geb. 3.— M.

Im Verlag G. W. Dietrich, München:

Hinaus ins Freie. 5. Tausend. Geb. 2.— M.

Sämtlich reich illustriert.